



Berlin, den 12. Mai 1900.

## Festtagebuch.

**H**undervolles Wetter. Draußen, im Grunewald und an den Havelseen, ist's ganz herrlich. Sogar das Gewimmel der Kilometerradler kann die Maienfreude nicht verderben. Das Grün noch ganz frisch, weiße Obblüthen, Tulpen und Hyazinthen, da und dort schon ein Heckenröschen in den Gärten. Und gar nicht heiß. Knospen, wohin man blickt. Drosseln, Amseln, Finken: die Vogelschaar aus dem Lesebuch der Klippischeule. Nach den langen Wintermonaten kann man sich ins Gras legen, eine Stunde unter Fichten liegen und friert nicht. Wie ein Wunder ist's. Man ertappt sich beim Pfeifen, Trällern. In der Bibliothek daheim ist's nicht mehr auszuhalten; ein wahrer Abscheu vor Büchern regt sich. Es ist, als verdopple der in den Pflanzen aussteigende Saft auch den Menschen die Lebenskraft. Der Teufel hole alle Zeitungen, Zeitschr. . . Nein, Das geht nicht. Der Teufel, den der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach überall spürt, könnte Einen beim Wort nehmen. Also die Zeitschriften nicht. Und damit sie der Teufel nicht hole, muß man für sie sorgen. Was geht in der deutschen Welt denn jetzt gerade vor? Die Flotte war schon im Hasen, ehe die Torpedoboote die Rheinländer entzückten, die Kanalvorlage ist fertig, doch Niemand weiß, wann sie im Landtag landet, und im Böckelfleischhandel ist es noch nicht zum Abschluß gekommen; Tendenz fest, Gesinnung weichend. Etwas höhere Börsensteuern in Sicht; darob wird großes Geschrei entstehen und schließlich wird man sich dreinsinden. Wie oft lasen wir, das reelle Geschäft werde

vernichtet, der Börsenmittelstand ruiniert, das Kapital aus Deutschland verschleudert, jeder Handelsverkehr großen Stils unmöglich gemacht! Einstweilen scheint es den armen Opfern der Steuer aber noch recht gut zugehen. Sollten vor zwanzig Jahren nicht auch die Schutzzölle das Reich an den Rand des Abgrundes bringen? Und ohne ihre Treibhauskunst hätten wir doch die mehrfachen Aufschwünge nicht erlebt. Das ist aber kein „Stoff“. Nichts für die Mai-stimmung. Ist's bei uns denn so langweilig wie in Gnasstalla? Geht gar nichts vor? Die Bossische Zeitung wird uns belehren. „In festlichem Schmuck prangen die Straßen, freudigen Herzens harret die Bürgerschaft des erlauchten...“ Na also: einer der vielen großen Tage unserer neuesten Geschichte ist angebrochen. Der Kronprinz wird großjährig. Der Kaiser von Oesterreich kommt nach Berlin. Auch andere Fürsten kommen; sechs Duzend, war neulich irgendwo ausgerechnet. Eine herrliche Zeit für Schmock. Er kann Uniformen und Toiletten beschreiben, in hymnischer Tonart von der Ueberfeligkeit der Volksmassen fabuliren, auf einer Musikantentribüne einem Prunkmahl zuschauen, als Kellner verummumt durch das Fenster eines Bahnhofrestaurant's blinzeln und in vierundzwanzig Stunden mehr Zeilen schinden als sonst in sechzig Tagen. Die Hauptsache ist, daß er immer die Bürgerschaft lobt. Die Bürgerschaft ist arbeitsam, opferwillig, patriotisch, stets bereit, Gut und Blut für die Dynastie hinzugeben; sie weiß Feste zu feiern, wie man nirgendwo sonst in der Welt versteht, und hält im dichtesten Gedräng Ordnung, daß es eine Lust ist, ihr zuzusehen. Schmock hat die Rolle des Volkstribunen übernommen; im Allgemeinen ist er gegen Mächtige nicht so rauh wie Sici-nius, aber wehe dem Coriolan, der ihm entgegentritt!... Immerhin darf man sich auf seine Berichte nicht allzu gläubig verlassen. Der Gedanke, bei diesem Wetter das Gewühl aufzusuchen, ist furchtbar. Aber es muß sein. Die Sache will's, mein Herz. Also vorwärts. Wenn nur die Drossel auf der noch kahlen Spitze des Kastanienbaumes nicht so boshaft piffe!

\* \* \*

Da selbst Herr Professor Ludwig Vietzsch den Pylonenbau auf dem Pariser Platz häßlich genannt hat, darf man ohne Furcht vor Steinwürfen wohl von einem Gipfel der Geschmacklosigkeit reden. Es ist geradezu abscheulich. Und es konnte so hübsch sein. Das Brandenburger Thor wirkt im hellen Venzlicht sehr gut. Zur Feier des Tages hätte man die vom Centennarpuz übrig gebliebene Reliefvergoldung abgekratz und, wenn es durchaus sein mußte, bei der Quadriga die Musikanten untergebracht. Dann schlank Tannengewinde, allenfalls eine Thorlaube aus frischem Maigrün; und der

Blick durch die Lindenallee bis zum Alten Fröhen. So aber: welch Schauspiel! Schon die grellen Farben erregen Uebelkeit; Grün, Schwarz, Gelb, Roth, Goldstuck, wie in schlechten Ausstellungs-theatern. Olympia-Niesentheater: Das ist der Eindruck; nur die kleinen Mädchen fehlen, die dort Sect in Gläsern anboten. Der plumpe Aufbau dicht an die berlinischen Prophäten gedrängt, ringsum Säulen, Pfeiler, Wappen, Wimpel, Schilde, Mastbäume, Fahnen; Alles möglichst billig, möglichst prozig. Und der Häuserschmuck ohne Einheit, ohne Stil, ohne Anpassung an Material und Umgebung. Manche haben ihre Bettvorleger auf das Balkongitter gehängt, man weiß nicht recht, ob zum Trocknen oder zur Decoration. Wie anständig sieht dagegen die Französische Botschaft aus; da hat man nicht „dekorirt“, sondern nur gute Blattpflanzen auf den breiten Balkon gestellt. Es giebt in Berlin doch Leute, die solche Sachen arrangiren können; warum wendet man sich nie an sie? Diese Geschichte ist ja beschämend; im londoner Empire macht man es besser und wir müssen schon an den Ehrensaal der berühmten Großen Berliner Kunstausstellungen denken, um Trost zu finden. Schmock nennt die bunte Barbarei „ein Forum von gewaltiger Stimmung“. Der arme Kerl! Dabei muß die Blamage einen Haufen Geld gekostet haben, trotzdem Balken und Bretter ausgeborgt sind. Für den Sand allein, der zur Füllung des Gefäßes benutzt wurde, sollen sechzigtausend Mark ausgegeben worden sein. Das mußte der löbliche Magistrat voraus und forderte muthig für die ganze Ausschmückung fünfzigtausend. Wenn Herr Tirpit so seine Schiffskosten berechnete, würde man ihm im Reichstag ein schönes Ständchen blasen. Jedenfalls: solcher Apparat ist uns noch niemals vorgeführt worden. Und weshalb das Alles? Weil ein junger Herr, der nach menschlicher Voraussicht noch mindestens dreißig Jahre Kronprinz bleiben wird, mündig gesprochen werden soll und weil sein Bath, der Kaiser Franz Joseph, nach Berlin kommt. Ein Glück, daß der theure Sand zur Füllung der bretternen Herrlichkeit gebraucht worden ist. Wenn er den Berlinern in die Augen geweht wäre . . .

\* \* \*

Ganz leicht ist's übrigens nicht, all die Wunder zu schauen. Droschken dürfen überhaupt nicht durch; höchstens, wenn ein Offizier drin sitzt. Und Das dauert drei Tage. Mit unseren konstitutionellen Errungenschaften haben wies bis an die Sterne gebracht. Ganze Stadttheile sind auch den Fußgängern gesperrt. Ob Einer eilig auf den Bahnhof oder zum Arzt muß, einen Termin versäumt oder ein krankes Kind warten läßt: Abgesperrt! Schmock spricht wahr, wenn er sagt, daß nirgendwo auf der Welt die Bürger-

schaft so süßsam und geduldig ist. Doch auch die Polizeimannschaft verdient lautes Lob. Am Brandenburger Thor steht ein Polizeioffizier, der unermüdlich jedem Kutscher erklärt, wie er seinen Fahrgast trotz allen Schwierigkeiten endlich ans Ziel bringen könne. Die militärische Schulung machen sie uns draußen nicht nach. Aber wäre es nachgerade nicht gut, wenn man gewisse Straßen ein- für allemal dem Fuhrwerk sperrte und durch blutrothen Säulenschlag nur die paar Tage bekannt machte, wo sie den Wagen geöffnet sind?



Dreiundsiebzig „Fürstlichkeiten“ sollen hier sein. Und Alle haben sympathische, ehrwürdige oder anmuthige Züge, Aller Augen blicken mit „bestechender“ Freundlichkeit auf die Menge. Bestechend ist Schmocks liebstes Wort; wenn er von Einem sagt, er bestechte, dann hat er ihm den höchsten Lobspruch gespendet. Und alle Fürstlichkeiten sind freiwillig gekommen. Eingeladen wurde nicht. Die Botschafter hören die Botschaft und thun, als ob sie dran glaubten. Wie viele Audienzen und Besprechungen hat sie die Sache gekostet! Die Abwesenheit der Kaiserin Friedrich wird eifrig beschwagt. Von weit und breit sind die Fürsten und Fürstinnen gekommen und die Großmutter des Kronprinzen fehlt. Wunderliche Gerüchte gehen um. Sogar von einer zweiten — morganatischen — Vermählung der unglücklichen Frau wird geredet. . . Ob die kaiserlichen, königlichen und einfachen Hoheiten, die jetzt so oft auf der Eisenbahn liegen müssen, sich nicht fürchterlich langweilen? Vielleicht amüsirt Sie das Familiengeplauder. Jrgend ein ironisch Bestimmter ist auch immer in der Nähe, man hört Hofklatzsch und bringt ein paar wirksame Witze heim. Und man gewöhnt sich an Alles. Freilich ist diese Art der Politik noch neu. Vor dreißig Jahren sagte Gustav Freytag in dem Bogesendorf Petersbach zu einem preussischen Kronprinzen, die Kaiserei könne den Hohenzollern gefährlich werden. „Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeschlossenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnißmäßig engen Kreis von Anschauungen, die Besetzung ihrer Tage mit anmuthigen Nichtigkeiten: das Alles ist in diesen zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit für sie wenig gefährlich gewesen. Eine gewisse spartanische Einfachheit hat Beamtenthum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird Das ändern. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekorationen werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Bei der schnellen Steigerung des Wohlstandes ist es schon jetzt sehr schwer, in den

Offizierkasinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten; für die Zukunft wird Das nur möglich, wenn unsere Fürsten selbst unablässig ein gutes Beispiel der Einfachheit geben und den Regimentern nicht die Gelegenheit gewähren, in vornehmer Kameradschaft Geld auszugeben. Und wie im Heer und Civildienst, so wird auch im Volk ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preussischen Loyalität nicht eigen war. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volk die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regirenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt sind unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern.“ Und heute? Freitag war ein grämlicher Herr, gar nicht auf der Höhe der Zeit. Wo sind denn die Dämonen? Alles geht glatt, eigentlich giebt es überhaupt keine Opposition. Die rothe Rotte? Mit der wird oben ja nicht gerechnet; sie wartet auf die Entwicklung und es geht einstweilen auch ohne sie. Früher, als wir noch von Bismarck mishandelt wurden, wären Berlins Stadtväter für ein solches dynastisches Fest nicht zu haben gewesen. Jetzt wohnen die Herrschaften im Besiz, machen einträgliche Geschäfte und betrachten jedes höfisch glanzvolle Fest als wirksame Firmenreklame, die dem Export nützt. Aus Furcht vor den Antisemiten wird noch fortschrittlich gewählt. Aber wer schreit in dieser von sozialistischen und bürgerlichen Demokraten im Parlament vertretenen Hauptstadt denn auf der Straße Hurra, wenn eine Hofkutschke vorbeifährt?

\* \* \*

Allerliebste ist die neue Reichsmode, Gefühle als vorhanden, stark, gewaltig, unwiderstehlich zu verkünden, von denen bisher Niemand nichts wußte. In Schlössern geschieht es jetzt oft; namentlich aber leisten die Oberbürgermeister Großes darin. Sie vertreten rednerisch immer die ganze Stadt, führen die Gefühle der gesammten Bevölkerung spaziren. So thats Herr Becker in Köln, Herr Kirchner in Berlin. Wenn die Herren in ihren Ansprachen nur einmal die Spur eines Gedankens brächten! Der Fabelstil wird nachgerade unerträglich. Man braucht ja, um ein guter Verwalter zu sein, nicht reden zu können. Aber warum läßt Herr Kirchner sich seine Feierreden nicht von einem besseren Zeitungsmann machen? Seine Ansprache mit dem erstens, zweitens, drittens war ganz im Ton der Eierfibel. Und wie kam er dazu, für „Huld und Gnade“ zu danken? Franz Joseph hat doch nicht ihn oder die Stadt Berlin besucht, sondern Kaiser und Hof. Diese freisinnigen Seelen

sind noch schlimmer als die Mitschuldigen. Merkwürdig ist auch die Sitte, ein kleines Mädchen, das nicht sprechen gelernt hat und vor Angst schlottert, ein paar Verse lispeln zu lassen. Schmock erzählt, der österreichische Kaiser habe gelächelt, als Fräulein Kirchner ihm in zwölf wildenbrüchigen Versen mittheilte, daß „die Herzen schweigen, wenn sie lieben.“ Vielleicht dachte er lächelnd: Wenn sie nur wirklich mal ein Weilschen schwiegen!

\* \* \*

Weshalb das Alles? Die Frage war dumm, beinahe ruchlos. Der Dreibund wird ja „befestigt“. Sonst meint man, was befestigt wird, müsse vorher locker gewesen sein. Das gilt offenbar nicht für den Dreibund; er ist immer fest und wird trotzdem immer wieder befestigt, in jedem Jahr mindestens einmal. Schmocks Oberkollege erzählt Wunderdinge von diesem Bund; Friedensbund wird er mit Recht genannt — weil er nur in Friedenszeiten brauchbar ist? — und der Erdkreis blickt in ehrfürchtigem Staunen auf sein blühendes Glück. Die Kuliorchester rasen; viel Blech und wenig Melodie. Die armen Menschen wissen nicht mehr, was sie sagen sollen; alle Superlative sind längst verbraucht und Wortverbindungen wie „tiefe Bewegung“, „mächtig ergriffen“, „gewaltiger Moment“ werden kaum noch beachtet. Auch glaubt der Kopf nicht, was die Feder schreibt; kein einziger von allen Plantagenmusikanten glaubt, das Hoffest könne für die ernsthafte Politik irgend Etwas bedeuten. Sie würden sich ausschütteln, wenn man sie im stillen Kämmerlein latechisirte. Das scheint komisch, ist es aber im Grunde nicht. Welchen Merkmalen soll ein Monarch, der über einen beschränkten Kreis nicht hinauskommt, seine Kenntniß der Volksstimmung entnehmen? Er sieht jubelnde Massen und weiß vielleicht noch nicht, daß sie sich eben so drängen, eben so laut brüllen würden, wenn im Galawagen, statt des Oesterreichers, ein Chinese, Hindu oder Perser säße. Ihm werden Zeitungen vorgelegt, in denen die Bedeutung des Tages, das Genie des Herrschers, die Größe des Volkes im Marktschreier-ton gepriesen wird, und er muß glauben, dieses Wonnegeheul entsamme dem Herzensgrund. Da ist's nur natürlich, daß Wilhelm der Zweite, der seinen österreichischen Gast den „großen Kaiser“ nennt, den „Pulsschlag des gesamten Volkes“ zu fühlen wähnt und in einer höflichen Feier, an die übermorgen kein Mensch mehr denken wird, einen „welthistorischen Moment erster Größe“ sieht. Solche Momente sind groß, weil sie selten sind; nicht jedes Volk erlebt sie in jedem Jahrhundert. . . Erfreulich ist, daß der Kaiser sich im Weißen Saal mit dem deutschen Volk so zufrieden erklärte und seinen fürstlichen Gästen wünschte, sie möchten eben so viel Dankbarkeit ernten wie er; nach

den Tagen von Dortmund und Hamburg hatte man anders gelesen. Nur soll man den schnell verhallenden Festtagslärm nicht als politische Errungenschaft schätzen; 1867 huldigten die mächtigsten Monarchen Europas in Paris Louis Napoleon. Und wer weiß, wie nah die Zeit ist, wo im Reich die Antwort auf die Frage gefunden werden muß, ob man altes deutsches Kulturland den Slaven opfern und die Deutschen Oesterreichs ihrem Schicksal überlassen will. Auch diese Frage gehört zu dem Problem des „Größeren Deutschlands“. Los von Rom heißt drüben schon jetzt oft: Los von Oesterreich!

\* \* \*

Eine Depesche des Kaisers an Lord Curzon, den Vizekönig von Britisch-Indien, Günstling Chamberlains und von Zors Gnaden Schwiegersohn des Herrn Leiter in New-York. Ihm meldet der Kaiser, mit seiner Genehmigung — soll wohl heißen: auf seinen Wunsch; denn eine Genehmigung wäre nicht nöthig — sei in Berlin eine halbe Million für Indien gesammelt worden. Diese Spende sei ein Beweis des „warmen Gefühles von Liebe und Sympathie“, das die deutsche Hauptstadt für Indien und die britischen Bettern erfülle. Die halbe Million haben ein paar Bankiers und Großindustrielle auf hohe Weisung schnell zusammengebracht. Viel ist es ja nicht; aber im oberschlesischen Typhusrevier könnte es Segen stiften. Indien leidet seit 1896 unter der schlimmsten Hungersnoth, die das von den Engländern ausgebeutete Land im letzten Vierteljahrhundert heimsuchte. Die frühere Regierung unterstützte die Kornwucherer und Spekulanten, hinderte alle Maßregeln zur Vinderung der Noth und sorgte nur für die Indigofabriken. Jetzt werden täglich 150 000 Mark für die Hungernen ausgegeben. Das berliner Geld wird drei Tage und einen halben reichen. Wenn Herr Leiter, der die Börsenschulden seines Sohnes nicht bezahlt hat, guter Laune ist, kann er seinem Eidam, ohne sich weh zu thun, das Vierfache schicken. Wer aber mag dem Kaiser von Berlins zärtlichen Gefühlen für Britisch-Indien erzählt haben? Mindestens neun Zehntel der Berliner sind für die Buren begeistert und gönnen den Engländern jedes Mißgeschick; von Bengalen, dem Hauptstiz der Hungersnoth, haben sie kaum je gehört, kennen nur von den Quartalsilluminationen der letzten Jahre her das Bengalische Licht. Aber der Zweck, den Briten einen neuen Freundschaftsbeweis zu geben, ist erreicht. Wenn man nur herausbrächte, wozu wir die vielen Schlachtschiffe brauchen, da wir mit England so innig befreundet sind.

\* \* \*

Einer der vielen Glanzpunkte dieser herrlichen Lage, einer der hellsten, sollte die Enthüllung eines neuen Denkmals in der Puppenallee sein. Dem Bildhauer ward die Weisung, sich zu beeilen, damit Franz Joseph die Enthüllung sehen könne. „Was Ihr für Künste braucht, ist einerlei; der Kaiser will, daß Alles fertig sei“, sagt Goethes Lucanus. Alles wurde auch pünktlich fertig und den Denkmalsplatz zierten schwarz-gelbe Bänder in reichlicher Fülle. Aber Franz Joseph kam nicht. Man darf es ihm nicht verdenken. Zur Stärkung des monarchischen Gefühls wird diese Enthüllung nicht beitragen. Denn der Denkmalsheld, Kaiser Siegmund, war ein wunderlicher Heiliger, an den gerade ein Kaiser von Oesterreich wohl nicht gern erinnert sein mag. Dieser Luxemburger war der würdige Bruder Wenzels, des Trunkenboldes, der sich am Liebsten mit brallen Bademädchen ergözte. Siegmund kümmerte sich um sein Deutsches Reich recht wenig. Er war zur Macht gelangt, weil er als König von Ungarn allmählich beliebt geworden war und weil der andere Bewerber, Jost von Brandenburg, in üblem Geruch stand. Lamprecht sagt von Siegmund: „Er konnte würdelos sein bis zu einer selbst im fünfzehnten Jahrhundert ungewöhnlichen Prostitution der Persönlichkeit: quocumque veniat, semper mendicat et alieno aere vivit, schrieb ein hervorragender Zeitgenosse über ihn an den König von Frankreich. Er war ausschweifend bis ins höchste Alter, er war unstet in seinen Entschlüssen und beherrscht von oft leichtfertigen Stimmungen des Augenblickes.“ Auch gute Herrschereigenschaften werden ihm nachgerühmt; Brunst und Prunksucht aber verdarben Alles. Er glaubte, genug geleistet zu haben, wenn er den Deutschen das Prunkschauspiel einer Königskrönung bot. Er schwächte das deutsche Königthum und schnitt dem eigenen Stamm im Norden die Wurzeln ab; die Häuser Wettin und Hohenzollern hat er in die Höhe gebracht und damit die wichtigsten Positionen in Norddeutschland verloren. Er belieh Friedrich den Streibaren mit der Kurwürde von Sachsen-Wittenberg und benutzte die Mark Brandenburg zu möglichst ergiebigen Pumpversuchen. Erst hatte er sie an Jost von Mähren verpfändet, dann, als Jost gestorben war, cedirte er sie an Friedrich von Hohenzollern, dem er hunderttausend Goldgulden schuldete und nicht bezahlen konnte, gegen Vernichtung der Schuldburkunde und endlich verschacherte er auch noch die Kurfürstenwürde, für die Friedrich viermalhunderttausend Gulden erlegt haben soll. Diese Art, mit der Verleihung landesherrlicher Rechte seine Schulden zu bezahlen und sich für neuen Verschwenderauswand Geld zu schaffen, war bequem, aber sie hatte auch ihre Nachtheile. Drei Jahre nach der feierlichen Belehnung konnte



Friedrich den fränkischen Hohenzollernsüß mit dem märkischen vereinen und die Grundlage einer großen neuen Fürstenmacht schaffen; die Luxemburger aber blieben auf Ungarn, Böhmen und Mähren beschränkt und mußten ihre Hoffnungen auf die Heirathspolitik richten, durch die felix Austria berühmt werden sollte. Siegmund brach, als es ihm paßte, das Wort, das Johann Hus freies Geleit sichern sollte, und ließ den Reformator töten. Er befahl, das rebellische Czechenvolk mit Stumpf und Stiel auszuroden, und führte in Böhmen den grausamen Krieg, der heute noch in der Erinnerung unheilvoll fortwirkt. Er hatte im entscheidenden Augenblick immer gerade Wichtigeres zu thun und konnte seine Zeit nicht an das Geschick seiner Länder vergeuden; in Siena amufirte er sich mit hübschen Damen oder pumpfte und bettelte sich im Purpur durch Welschland . . . Franz Joseph war gut berathen, als er der Enthüllung Siegmunds fern blieb. Wer weiß, wie es jetzt um Oesterreich stünde, wenn dieser läuderliche Herr nicht die ernstesten Interessen seinen Launen und seiner Prachtliebe geopfert hätte. Nach und nach kommt in der Puppenallee übrigens eine nette Gesellschaft zusammen.

\* \* \*

Sonderbar: in den Zeitungen steht, es handle sich um große, größte, allergrößte Politik, und kein Mensch denkt daran, daß es im Deutschen Reich einen Kanzler giebt, der, wie man sagt, nach der Verfassung dem Reichstag verantwortlich ist. Wo weilt er? In Berlin, Paris, Baden-Baden oder Werka? Wie vergänglich doch Würden sein können! Als Wilhelm der Erste mit Franz Joseph in Ems oder Gastein war und der Oesterreicher sich durch den Andrang des Publikums belästigt fühlte, sagte der alte Herr mit ironischem Lächeln: „Nur Geduld! Gleich wird Bismarck kommen: dann guckt kein Mensch mehr nach uns!“ Ob Onkel Elothwig sich effacirt, um nicht die ganze Aufmerksamkeit auf seine „gewaltige Persönlichkeit“ zu lenken? . . . Waldersee und Hingpeter haben bei der Cour dem Kaiser die Hand geküßt. Auch diese Hofsitte aus der Zeit des Sonnenkönigs lebt also noch. Nach Friedrichsruh wurde einmal eine Photographie geschickt, die darstellte, wie Bismarck dem totkranken alten Kaiser die Hand küßte. Die Fürstin wurde ganz wüthend: „Ottochen hat in seinem Leben nie einem Manne die Hand geküßt!“

\* \* \*

Während der Predigt Dryanders, die sich in schlichter Kraft von all dem Phrasengetöse abhob, soll in der Schloßkapelle ein Gardist ohnmächtig geworden sein. Der Mann stürzte und blieb hinter einer Kanzel liegen; „der Zwischenfall wurde nicht weiter beachtet“. So las man in den Zeitun-

gen. Das klingt ganz unglaublich und sollte deutlich berichtigt werden. Im Hause des Galiläers kann keine Ceremonie und keine Ehrfurcht vor weltlicher Macht den Christen hindern, sich um einen leidenden Menschen zu kümmern.

Schmoek scheint allgemach etwas wirblich im Kopfe zu werden. Jetzt hat er in den Festbericht auch die hochpolitische Nachricht eingeschmuggelt, der Kaiser habe dem Prinzen von Wales zum Sieg eines Rennpferdes eine Glückwunschdepesche geschickt. Macht für Den, der die frohe Kunde in einem englischen Sportblatt zuerst entdeckte, mindestens drei Zeilen, die von ungefähr vierzig Blättern honorirt werden müssen. Es wird Zeit, daß Schmoek endlich zur Ruhe kommt; er hat Blut geleckt und ist nicht mehr zu halten. Gestern erzählte er, wie populär der kleine Herzog von Albany bei den Berlinern sei. Heute hat er entdeckt, der Kronprinz sehe „ungemein sanft“ aus und werde wahrscheinlich eines Tages liberal regiren. Noch ein Weischen so weiter und wir erfahren, wie der sechste Preußenprinz über den Kanalplan denkt und zu welchem politischen Glauben sich die kleine Tochter des Kaisers bekennt.

Und die Bilanz der Geschichte? Unser Kaiser hat Tage verlebt, die ihm Freude gemacht haben. Das wird Jeder ihm gern gönnen. Dem Kronprinzen werden, nach guter Hohenzollerntradition, hoffentlich alle Zeitungen verborgen, in denen über sein Aussehen, seine Haltung, Stimme, Begabung und Beliebtheit geredet wird. Im Uebrigen wird natürlich Alles beim Alten bleiben, ganz so, wie es vor der feierlichen Beisetzung des Dreibundes war. Krieg und Frieden hängen nicht von Fürstenzusammenkünften ab; höchstens haben sich die Handelsvertragsaussichten Oesterreichs und Italiens verbessert. Und vielleicht wird, nachdem die deutsche Freundschaft für England so nachdrücklich betont worden ist, das Band zwischen Russen und Franzosen bald wieder mal ein Bißchen fester geknüpft. Aber der edle Soluchowski wird schon dafür sorgen, daß die Russen nicht allzu nervös werden und an der Fortdauer der petersburger Abmachungen nicht zweifeln. Für ein paar Wochen haben wir Ruhe und können uns, ohne durch Feierstraßenlärm gestört zu werden, der blühenden Bäume freuen. Was dann kommt? Der Droshkenkutscher, der am Brandenburger Thor umkehren mußte, hieb wüthend auf seinen armen Gaul ein und schrie: „Zimmer feste!“ Oder: Zimmer Feste? Undenkbar. Der Mann muß während der Absperrung doch gut verdient haben, hatte also nicht den geringsten Grund, mit scheelem Blick auf das Hossfest zu schauen.

## Der alte und der neue Vitalismus.

**U**nter Vitalismus versteht man die Lehre von der Lebenskraft. Diese Lehre, die bis um die Mitte unseres Jahrhunderts die Biologie beherrschte und die Leuchten der Wissenschaft, einen Humboldt, Hunter und Bichat, die großen Chemiker Berzelius, Dumas und Liebig, ja, selbst noch Johannes Müller, zu ihren Anhängern zählte, schrieb alle Lebenserscheinungen, die sich nicht auf den ersten Blick in chemische und physikalische Prozesse auflösen lassen, der Einwirkung eines geheimnißvollen immateriellen Agens zu, das, mit Vernunft und Zweckmäßigkeitssinn ausgestattet, die Entwicklung des von ihm beherrschten Individuums und den Ablauf seiner Funktionen leitet und überwacht. Diese Kraft sollte im Stande sein, Kräfte der selben Art in ungemessener Zahl aus sich hervorgehen zu lassen, denn es mußte ja jedem neuen Lebewesen bei seiner Entwicklung seine eigene Lebenskraft mit auf den Weg gegeben werden; sie sollte aber auch die Fähigkeit besitzen, Materie aus dem Nichts zu erzeugen. Und noch im Jahre 1800 wurde eine Preisfrage der Berliner Akademie, ob die Pflanzen ihre Aschenbestandtheile von außen beziehen oder selbst in ihrem Inneren erzeugen, mit großer Bestimmtheit dahin beantwortet, daß sie sie selbst in ihrem Innern erzeugen.

Diese Theorie, die uns in der dargelegten Form heute kaum mehr faßbar erscheint, wurde in dem Augenblick unhaltbar, wo das bereits von Lavoisier aufgestellte Prinzip der Unereschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie durch die wissenschaftliche That von Robert Mayer seine natürliche Ergänzung erhalten hatte. Jetzt wußte man, daß, eben so wenig wie die Materie, Kraft oder Energie jemals entstehen oder verschwinden kann und daß überall, wo Das zu geschehen scheint, nur die eine Energieform in die andere, also zum Beispiel Wärme in mechanische Arbeit oder Spannkraft in lebendige Kraft verwandelt wird. Natürlich beeilte man sich, diese neu gewonnene Anschauung auch auf die Lebewesen zu übertragen. Robert Mayer selbst war der Erste, der darauf hinwies, daß die Kraftleistungen der Organismen von den mit der Nahrung eingeführten chemischen Spannkraften herühren müßten, wie die Arbeitsleistung der damals immer mehr zur Verwendung kommenden Dampfmaschinen von der in der Kohle aufgespeicherten chemischen Energie. Dazu kam dann die Entdeckung der elektrischen Ströme in Nerv und Muskel, die genauere Erforschung der osmotischen Erscheinungen an den die thierischen Häute durchdringenden Flüssigkeiten und gelösten Stoffen, die Entdeckung gelöster Fermente, die Stoffzerlegungen der mannichfachsten Art unabhängig von den zu produzierenden Organismen vollziehen können, und außerdem als Frucht der mikroskopischen und chemischen Durchforschung der thierischen und pflanzlichen Gewebe und Flüssigkeiten und der experimen-

tellen Thier- und Pflanzenphysiologie eine solche Fülle realer Kenntnisse und Thatfachen, daß man wirklich glauben konnte, die Zeit sei nah gerückt, „in der die gesammte Physiologie in physiologische Physik und physiologische Chemie aufgehen werde.“\*)

Über diese Hoffnungsreudigkeit war nicht von langer Dauer. Bereits im Jahre 1872 hielt Du Bois-Reymond seine berühmte Rede über die Grenzen der Naturerkenntniß und klagte darin, daß Muskelzusammenziehung, Absonderung in der Drüse, Schlag des elektrischen, Leuchten des Leucht-Organes, Flimmerbewegung, Wachsthum und Chemismus der Pflanzenzelle bis jetzt noch hoffnungslos dunkle Vorgänge sind. Das war aber nur das Vorspiel zu einer ganzen Reihe ähnlicher Enunziationen, in denen hervorragende Gelehrte und Forscher der allgemeinen Enttäuschung über die unerfüllt gebliebene Hoffnung Worte verliehen. Namentlich bei besonders feierlichen Gelegenheiten, in Rektoratreden, in den allgemeinen Sitzungen der Naturforschertage, pflegten solche Schmerzensrufe zu ertönen; und so vernahmen wir auf der Naturforscherversammlung in Berlin im Jahre 1886 aus dem Munde des berühmten Botanikers Ferdinand Cohn, daß uns in den lebenden Organismen Triebkräfte entgegentreten, die wir in Komponenten bekannter Atom- und Molekularkräfte nicht aufzulösen vermögen. Die Kluft, die Leben und Tod, Organisches und Anorganisches auseinanderhält, habe sich noch nicht geschlossen; alle Versuche, sie durch Hypothesen zu überbrücken, schienen weder Tragfähigkeit noch Dauer zu versprechen.

Und nicht immer begnügte man sich mit der Konstatirung der Erfolglosigkeit der bisherigen Bemühungen: Manche gingen in ihrem Unmuth über die fehlgeschlagenen Hoffnungen so weit, zu erklären, daß wir uns durch die Bereicherung unserer thatsächlichen Kenntnisse nur immer weiter von dem ersehnten Ziel entfernt hätten. So schrieb Professor Bunge vor einigen Jahren, man habe zwar behauptet, daß es immer mehr und mehr gelungen sei, die Lebenserscheinungen auf eine mechanische Grundlage zurückzuführen; er aber habe gezeigt, daß die Geschichte der Physiologie das gerade Gegentheil beweise. Und in einem Buche über Elementarstruktur, das den wiener Pflanzenphysiologen Professor Wiesner zum Verfasser hat, steht der folgende Satz: „Wenn ich die Organismen mit den Anorganismen vergleiche, so finde ich, daß mit dem Fortschreiten unseres Wissens die Kluft immer größer wird, die Beide von einander trennt.“

Von einem solchen Bekenntniß bis zur Wiedereinsetzung der vor einem halben Jahrhundert vom Thron gestoßenen Lebenskraft ist nur ein Schritt: und auch dieser wurde bereits gethan. So begegnet man in dem prächtigen

\*) Vohmann, Handbuch der physiologischen Chemie, 1859.

„Pflanzenleben“ von Kerner der bemerkenswerthen Aeußerung: „Ich nehme keinen Anstand, die mit den anderen nicht zu identifizirende Naturkraft, deren unmittelbarer Angriffspunkt das Protoplasma ist und deren eigentliche Wirkung wir das Leben nennen, wieder als Lebenskraft zu bezeichnen.“

Und um die selbe Zeit sagte der hochbetagte Wallace, der gleichzeitig mit Darwin das Selektionprinzip in die Biologie eingeführt hat, in seinem „Darwinismus“:

„Es ist mit Recht gesagt worden, daß die erste Pflanzenzelle etwas Neues in der Welt war, das ganz neue Kräfte besaß: die Kraft, Kohlensäure aus der Luft zu nehmen und zu fixiren; die Kraft der unbegrenzten Fortpflanzung und — was noch wunderbarer ist — die der Variation und der Fortpflanzung solcher Variationen. Hier haben wir also Anzeichen einer neuen in Thätigkeit getretenen Kraft, die wir Lebenskraft nennen können, da sie gewissen Gestaltungen des Stoffes alle Charaktere und Eigenschaften verleiht, die das Leben bedingen.“

Aber diese wiedererstandene Lebenskraft ist doch nicht mehr jene allmächtige Zauberin, die mit Wissen und Vorbedacht die Wunder der lebendigen Natur vollbringt und nach Belieben neue Stoffe und neue Kräfte aus dem Nichts hervorrufft, sondern sie bescheidet sich damit, innerhalb der Schranken der allgemein gültigen Naturgesetze Formen hervorzubringen und Leistungen zu vollziehen, die „den Kräften,“ die in der „anorganischen Natur“ thätig sind, zu vollbringen versagt ist. Das Leben würde also nach der neuen Modifikation der vitalistischen Lehre, wie sie zum Beispiel von Virchow besonders klar formulirt wurde, nicht einen diametralen, dualistischen Gegensatz zu den allgemeinen Bewegungsvorgängen bilden, sondern nur eine besondere Art von Bewegung darstellen, die, losgelöst von der großen Konstante der allgemeinen Bewegung, neben dieser und in steter Beziehung zu ihr dahinkläuft. Auch nach Klebs, einem Schüler Virchows, müssen die Lebenserscheinungen zwar als kausal bedingte, materielle Bewegung aufgefaßt werden, aber als eine ganz eigen geartete Bewegung, die mit den Erscheinungen in der leblosen Welt nicht verglichen werden kann. Für den Physiologen Chauveau ist das Leben eine besondere Energieform, die dem Leben als solchem eigen ist; und Wiesner leitet das Leben geradezu von Bewegungsformen der Moleküle her, die mit den bis jetzt bekannten Kräften der Physik keine Aehnlichkeit besitzen. Mit einem Worte: die Neovitalisten verbleiben zwar auf der Basis der von der neueren Naturforschung proklamirten monistischen Weltauffassung, die sich eine von der Substanz losgelöste und mit dieser nach Belieben hantirende Kraft nicht vorstellen kann, aber, im Gegensatz zu den Anhängern der mechanistischen Lehre, die behaupten, es müsse einmal gelingen, die Lebenserscheinungen in den Ausdrücken der chemischen und physikalischen Wissenschaft

zu erklären, deduziren sie aus dem bisherigen Mißerfolg der darauf gerichteten Bemühungen, daß in den lebenden Organismen andere, bisher unbekannte und außerhalb des Lebens gar nicht wirksame Energieformen thätig sein müssen.

Damit ist nun wenigstens eine präzise Fragestellung gewonnen, über die eine wissenschaftliche Diskussion eröffnet werden kann. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß auch der alte, dualistische Vitalismus in der jüngsten Zeit wieder manche Vertreter gefunden hat, und zwar auch in Naturforschern von Fach, zum Beispiel dem Botaniker und Pflanzenphysiologen Reinke von der hieser Universität. Nach ihm werden nämlich die lebenden Organismen nicht nur von physikalischen und chemischen Kräften beherrscht, sondern außerdem auch von intelligenten Lebenskräften oder „Dominanten“, die, ohne selbst Energie zu sein, dennoch die Richtung der in den Organismen thätigen Energien bestimmen.\*) Reinke gehört also zu Jenen, die es für möglich halten, daß abstrakte Begriffe — und als solche bezeichnet er selbst seine Dominanten — auf die Materie einwirken und in dieser greifbare Wirkungen hervorrufen. Da mir Das undenkbar erscheint und ich mit der großen Mehrheit der Naturkundigen der Gegenwart daran festhalte, daß materielle Wirkungen oder Bewegungen immer nur durch andere vorhergegangene materielle Bewegungen hervorgerufen oder bestimmt werden können, so verzichte ich auf eine Diskussion seiner für mich undiskutirbaren Lehre und wende mich sofort der Erörterung der eigentlichen Kernfrage zu: Sind die Neovitalisten im Recht, wenn sie behaupten, eine besondere, mit den Bewegungen der anorganischen Welt unvergleichbare Lebensbewegung supponiren zu müssen?

Ich will nun gleich von vorn herein erklären, daß mir die Argumente, die zu Gunsten dieser Auffassung vorgebracht werden, keineswegs zwingende Kraft zu besitzen scheinen. Deshalb, weil es bis jetzt noch nicht gelungen ist, die Lebenserscheinungen auf bekannte chemische und physikalische Vorgänge zurückzuführen, dürfen wir noch nicht behaupten, daß Das auch in aller Zukunft nicht gelingen werde. Die Geschichte der Wissenschaft gebietet uns jedenfalls dringend, mit solchen Prophezeiungen zurückhaltend zu sein. Es ist ja nicht gar so lange her, daß man Licht und strahlende Wärme für zwei verschiedene Stoffe ansah, und heute zweifelt man nicht mehr daran, daß es sich bei Beiden um Schwingungen des selben materiellen Substrates handelt, die sich nur durch ihre Wellenlänge und ihre physiologische Wirkung von einander unterscheiden. Auch daran hat früher Niemand gedacht, daß der Funke der Leydener Flasche und die Anziehungskraft des Magneten eine gemeinsame Grundlage in den Strömungen oder Schwingungen der selben imponderablen

\*) Reinke, Die Welt als That. Berlin 1899, S. 269.

Substanz besitzen und daß eine Zeit kommen werde, wo man Licht und Elektrizität auf Ortsveränderungen der selben leichtbeweglichen Materie zurücführen werde. Wenn Jemand damals gesagt hätte: Wir können zwischen Licht, strahlender Wärme, Magnetismus und Elektrizität keinen Zusammenhang herausfinden, folglich sind diese Erscheinungen nicht mit einander vergleichbar, so wäre er sicher im Unrecht gewesen; und die Ereignisse hätten ihn glänzend widerlegt. Man thut also nicht wohl daran, ein- für allemal auf die Auflösung der vitalen Erscheinungen in anschauliche elementare Vorgänge zu verzichten. Man entzieht sich nur selbst die Möglichkeit des Erfolges, wenn man das zu Erforschende von vorn herein für unerforschlich erklärt.

Konstatirt man also einfach die Thatsache, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die biophysischen und biochemischen Prozesse chemisch-physikalisch auszudeuten, so entsteht die Frage, worin wohl die Ursache dieses Mißerfolges zu suchen sein mag. Hier sind zwei Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Erstens kann nämlich die Ursache darin liegen, daß trotz der ungeahnten Bereicherung, die unsere Kenntnisse der organischen und anorganischen Natur im naturwissenschaftlichen Jahrhundert erfahren haben, gerade diejenigen Thatsachen noch unentdeckt geblieben sind, die den Schlüssel zur Lösung des Problems gewähren würden. Es wäre aber auch möglich, daß nicht das Fehlen der entscheidenden Thatsachen die Schuld trägt, sondern daß sich eine allgemein angenommene und dennoch irrthümliche Voraussetzung der schon jetzt möglichen Erkenntniß in den Weg stellt; ähnlich wie die heute allgemein anerkannte Lehre von der Entwicklung der Organismen aus einfacher gebauten Urformen nicht etwa aus Mangel an Thatsachen so lange nicht zum Durchbruch gelangen konnte, sondern nur deshalb, weil ihr das wissenschaftliche Dogma von der Konstanz der Arten entgegenstand.

Ich habe nun bereits in einem früheren Artikel\*) darauf aufmerksam gemacht, daß alle bisherigen Versuche, das Leben in seiner Gesamtheit oder einzelne seiner hervorragenden Erscheinungen mechanisch zu erklären, immer von der selben Prämisse ausgegangen sind oder diese wenigstens in ihren Calcul mit einbezogen haben, nämlich die Annahme, daß nur ein Theil der Nahrung zum Aufbau und zur Rekonstruktion der Körperteile verwendet wird, während ein anderer, und zwar, wie die Meisten annehmen, der größere Theil in den Säften verbrannt wird oder andere chemische Umsetzungen erfährt und schließlich den Körper in irgend einer Metamorphose verläßt, ohne sich jemals am Aufbau der lebenden Substanz theilhaftig zu haben. Diese Annahme ist aber, wie ich gezeigt habe, rein theoretischer Natur und durch keine einzige Thatsache sicher begründet. Nie hat Jemand die unmittelbare

\*) S. „Zukunft“ vom fünften August 1899.

Verbrennung von Zucker oder Fett im Blut oder in den Pflanzenäften beobachtet, nie die direkte Umwandlung von Zucker in Glykogen, Stärke oder Cellulose, von Kohlehydraten in Fett, von Eiweiß in Leim- oder Knorpelfasern, von Blutfaserstoff in Kasein, von Pflanzeneiweiß in Eiereiweiß oder Muskeleiweiß oder irgend etwas Dergleichen mit eigenen Augen verfolgt, sondern man hat alle diese Umwandlungen und Zerlegungen für selbstverständlich angesehen, ohne zu bedenken, daß gerade diese Annahmen dem mechanischen Verständnis die allergrößten Schwierigkeiten bereiten und daß sie entbehrlich sind, wenn man einmal jede Art von Nahrung zum Aufbau des lebenden und assimilirenden Protoplasmas verwenden läßt und ferner alle Stoffwechselprodukte von dem Zerfall der selben reißbaren und arbeitleistenden Substanz herleitet. Dazu bedarf es gar keiner neuen und unverständlichen Voraussetzung; denn daß sich das Protoplasma auf Kosten der Nahrung aufbaut, Das ist absolut sicher, weil kein anderes Material für diesen Aufbau bekannt ist; und eben so sicher ist es, daß das Protoplasma bei seinem Zerfall Stoffwechselprodukte liefert, da es ja doch nicht spurlos verschwinden kann. Diese Art des Stoffwechsels, dieser Modus der Umwandlung von Nahrungstoffen in Auswurfstoffe und in tote Formbestandtheile des Körpers (Verfettung, Verhornung, Verholzung früher lebender Theile) ist also nicht hypothetisch, sondern eine logisch unabweißbare Ableitung aus sicher beobachteten und einer anderen Deutung unzugänglichen Thatsachen: seine Existenz ist daher prinzipiell eben so feststehend, als ob wir die Vorgänge mit eigenen Augen verfolgen könnten.

Denken wir uns nun, die allgemein angenommene — aber gänzlich unbewiesene — katabolische Stoffzerlegung in den Säften würde gar nicht existiren und der gesammte Stoffwechsel würde sich im Protoplasma selbst durch Aufbau und Zerfall seiner chemischen Einheiten abspielen\*), dann dürften wir uns nicht darüber wundern, daß man bei dem Versuche, die Lebenserscheinungen auf der Basis einer irrthümlichen Voraussetzung zu erklären, jeden Augenblick auf Widersprüche und Unbegreiflichkeiten stieß und daß man schließlich dahin gelangen mußte, einen solchen Versuch überhaupt für vergeblich und undurchführbar zu erklären.

Das läßt sich am Besten an einem konkreten Beispiel, also etwa an der Muskelfunktion, demonstrieren. Der Muskel leistet seine Arbeit dadurch,

\*) Die Fermentspaltungen, durch die Nahrungs- oder Reservestoffe für die Assimilation durch das Protoplasma vorbereitet werden, wie zum Beispiel die Umwandlung von Stärke oder Glykogen in Zucker, kommen hier nicht in Betracht, weil sie stets auch unabhängig von den lebenden Organismen durchgeführt werden können.



daß er sich auf einen Reiz, der ihm auf einer Nervenbahn zugeführt wird, ohne wesentliche Volumenveränderung verkürzt und verdickt und dabei die Widerstände, die sich seiner Verkürzung entgegenstellen, überwindet. Je häufiger er sich kontrahirt, desto mehr Kohlensäure und Wärme produzirt er und desto rascher verbraucht er das in der Ruhepause angesammelte Glykogen. Aber nicht jeder Nervenreiz, der zum Muskel gelangt, bewirkt eine Kontraktion. Es giebt auch Nervenreize, die hemmend wirken, Das heißt: im kontrahirten Muskel eine sogenannte Erschlaffung herbeiführen, die also — um konkrete Ausdrücke zu gebrauchen — statt der Verkürzung und Verdickung der Fasern deren Verlängerung und Verdünnung zu Stande bringen.

Unternimmt man nun den Versuch, diese wenigen fundamentalen Thatsachen in einen verständlichen Zusammenhang zu bringen und auf chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen, und zwar unter der jetzt üblichen Voraussetzung, daß die lebenden und thätigen Theile der Muskelfaser bei der Muskelarbeit unverändert bleiben und daß sich dabei der Stoffwechsel und die Verbrennung nur in den Säften vollzieht, so überzeugt man sich bald, daß alle Mühe und daran gewandte Denkarbeit vollkommen vergeblich ist. Schon das Wesen des Reizprozesses bleibt, wie ich in meinem ersten Artikel gezeigt habe, unter dieser Voraussetzung unverständlich und jeder Versuch, ihn auf elektrische Vorgänge oder auf die Schwingung von Nervenmolekülen zurückzuführen, scheitert an dem Klippen direkt widersprechender Thatsachen. Das Selbe gilt auch von der Anzündung und Verbrennung der Nahrung- und Reservestoffe bei der Muskelarbeit, weil diese schwer verbrennlichen Stoffe bei der in den lebenden Organismen herrschenden Temperatur weder angezündet noch verbrannt werden können. Aber nehmen wir selbst an, diese Anzündung wäre auf irgend eine unverständliche Weise zu Stande gekommen: wie will man daraus eine Verkürzung und Verdickung der Muskelfaser ableiten, die mit solcher Gewalt vor sich geht, daß selbst schwere Lasten dadurch gehoben werden können? Kann man sich überhaupt vorstellen, daß die Verbrennung zwischen den Theilen der überaus zersehbaren Muskelsubstanz vor sich geht und daß diese Theile, statt ebenfalls zerstört zu werden, nur mit so großer Gewalt gegen einander verschoben werden, daß sie dabei bedeutende äußere Widerstände überwinden? Und nun gar die Hemmunginnervation! Welcher Art soll der Nervenprozeß sein, der auf der einen Bahn die Verbrennung der in den Säften gelösten Stoffe mit der daran geknüpften Muskelarbeit in Gang bringen und auf einer anderen Bahn in dem selben Muskel die bereits im Gange befindliche Verbrennung dämpfen und die durch sie bewirkte Verschiebung der Muskeltheilchen wieder rückgängig machen soll? Da ist alles Kopfzerbrechen umsonst, — auf diesem Weg gelangt man zu nichts Anderem als zu der Bestätigung

des Saes Du Bois-Reymonds, der die Muskelzusammenziehung als einen hoffnungslos dunklen Vorgang bezeichnete.

Verlassen wir aber die problematische Vorstellung einer Zerstörung der Nahrungstoffe in den Säften und halten wir uns ausschließlich an jene völlig authentischen und sicher existirenden Lebensvorgänge, die sich uns als Zerfall und Aufbau des Protoplasmas präsentiren, so bekommt das ganze Muskelproblem ein total verändertes Gesicht. Da wir nämlich wissen, daß der Muskel bei seiner Verkürzung keine nennenswerthe Volumenveränderung erfährt, daß er also in der Dicken-dimension eben so viel an Masse gewinnt, wie er in der Längendimension verliert, so folgt daraus, daß, wenn die Gestaltveränderung wirklich nur auf Zerfall und Aufbau von Muskeltheilchen beruhen würde, jede Muskelfaser aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt sein müßte, von denen der eine in dem selben Maße sich aufbaut und heranwächst, wie der andere durch Zerfall an Masse verliert. Auf eine andere Art wäre das Gleichbleiben des Volumens bei veränderter Gestalt unmöglich zu verstehen. Es ist nun sicherlich in hohem Grade bemerkenswerth, daß wir unter dem Mikroskop thatsächlich in jeder Muskelfaser zwei von einander gut differenzirbare Bestandtheile wahrnehmen, und zwar gerade in derjenigen Anordnung, die wir erwarten müssen, wenn die beiden Theile durch antagonistischen Aufbau und Zerfall das eine Mal Verkürzung und Verdickung, das andere Mal Dünner- und Längerwerden des Muskels zu Stande bringen sollen. Sowohl die quergestreifte als auch die glatte Muskelfaser besteht nämlich aus parallel der Länge nach verlaufenden Fibrillen, die in eine zweite, homogen erscheinende Masse eingebettet sind. Diese Masse bezeichnen die Histologen als Sarkoplasma; und in ihr haben wir wahrscheinlich den Ueberrest des ursprünglichen, nach allen Richtungen gleichmäßig kontraktiles Protoplasmas vor uns, in dem sich erst später die Fibrillen als vorwiegend nach der Richtung des Widerstandes sich verkürzende und verlängernde Elemente herausgebildet haben. Diese beiden Bestandtheile einer jeden Muskelfaser wollen wir uns jeden für sich innervirbar denken, Das heißt: sie müßten gesonderte Nervenbahnen besitzen, auf denen ihnen Zerfallsreize zugeführt werden, — eine allerdings hypothetische Annahme, die aber durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt und nirgends gegen Thatsachen verstößt. Wird nun das Protoplasma der Längsfäserchen innervirt, pflanzt sich also ein im Nervenprotoplasma durch einen Reiz hervorgerufener Zerfallsprozeß auf das Protoplasma dieser Fäserchen fort, so müssen sich diese und mit ihnen die ganze Muskelfaser verkürzen. In dem selben Maße aber, wie das Protoplasma dieser Längsfibrillen zerfällt, wächst das sie allseitig umgebende Sarkoplasma, und zwar geschieht Das aus dem Grunde, weil durch den Zerfall der Fibrillensubstanz die in jedem Protoplasma imbibirte flüssig-

keit nebst seinen verwertbaren Zerfallsprodukten frei und zum Wachstum des nicht innervirten und daher auch nicht zerfallenden Sarkoplasmas verfügbar wird. In dem selben Maße daher, wie die Fibrillensubstanz zerfällt und ihr Quellwasser von sich giebt, wächst das umgebende Sarkoplasma mit Hilfe des selben Quellwassers heran und ersetzt dem Muskel fast eben so viel in den Querdurchmessern, wie er durch den Zerfall der Längsfibrillen im Längendurchmesser verloren hat.

Denken wir uns nun, es würde, während der Verkürzungs- und Ver-  
dickungsprozeß im Gang ist, ein Nervenimpuls auf dem Wege der Hemmungsnerven zum Sarkoplasma gelangen, so würde jetzt der Zerfallprozeß in diesem eingeleitet werden und die Folge davon müßte sein, daß der Muskel zunächst der Quere nach an Substanz verliert. Aber auch hier hätte der Reizzerfall der einen Substanz ein Anwachsen der anderen, antagonistischen Substanz, also diesmal der Längsfibrillen, zur Folge, der Muskel würde also nicht nur durch den Zerfall des innervirten Sarkoplasmas dünner, sondern zugleich durch den Aufbau der Fibrillensubstanz länger, es würde also das Gegentheil resultiren, wie bei der Innervation der Fibrillensubstanz: die durch diese eingeleitete Verkürzung des Muskels würde „gehemmt“.

Natürlich darf man sich dieses Wechselspiel zwischen Aufbau und Zerfall der beiden antagonistischen Theile nicht wie ein Perpetuum mobile vorstellen, denn nicht alle Zerfallsprodukte der einen Substanz sind wieder beim Aufbau der anderen verwendbar; und namentlich muß sich bald ein Mangel an jenen Atomkomplexen der zersetzlichen Moleküle fühlbar machen, die bei jedem Zerfall zu Kohlensäure verbrannt werden. Denn die Kohlensäure kann zwar vom Protoplasma der grünen Pflanze assimiliert, Das heißt: zum Aufbau ihres neuen Protoplasmas verwendet werden, niemals aber vom thierischen Protoplasma, das sie im Gegentheil als giftigen Auswurfstoff so rasch wie möglich nach außen befördert. Die zu Kohlensäure verbrannten Theile der zersetzten Moleküle könnten also nicht wiederhergestellt werden, wenn nicht im Muskel selbst eine Reserve in Form des Muskelglykogens vorhanden wäre. Diese Substanz wird aber nicht in unverständlicher Weise durch Schwingungen der Muskelmoleküle oder durch elektrische Ströme in Brand gesteckt, sondern sie wird zusammen mit dem Muskeleisweiß, das bei jedem Zerfall der Muskelsubstanz abgespalten wird, zum Aufbau neuer Moleküle dieser Substanz verwendet.

Alles Das sind lauter mögliche und begreifliche Vorgänge, die sich ganz gut auch in der anorganischen Natur abspielen könnten; denn auch dort werden komplizirtere und sehr zersetzliche chemische Verbindungen aus einfacheren gebildet, auch dort können diese wieder durch äußere Einwirkungen ohne hohe Anzündungstemperatur zerlegt werden; und auch tote Substanzen

sind quellbar und können bei der Aufnahme der Quellungsflüssigkeit bedeutende Widerstände überwinden. Es ist also wirklich möglich, die fundamentalen Thatsachen der Muskelbewegung in hypothetischer Form auf bekannte Vorgänge der Chemie und Physik zurückzuführen. Also liegt kein Grund vor, zu sagen, die Muskelbewegung sei in ein hoffnungsloses Dunkel gehüllt und man müsse bei ihr Bewegungen voraussetzen, die mit denen der leblosen Natur nicht verglichen werden können.

Dagegen wird man aber wahrscheinlich einwenden, es sei wohl richtig, daß auch anorganische Verbindungen in hohem Maße labil sein können und in Folge Dessen durch geringfügige äußere Einwirkungen, ähnlich den Reizen, die auf lebende Organismen einwirken, zum Zerfall gebracht werden. Ganz anders verhalte es sich aber mit dem Aufbau dieser labilen Verbindungen. Dazu bedürfe es in der organischen Welt — wenigstens, so weit unsere Beobachtung reicht — ausnahmslos der Gegenwart und unmittelbaren Nähe des lebenden Protoplasmas. Nur unter seiner unmittelbaren Einwirkung beobachte man die Bildung neuer lebender Gebilde aus totem Material; und alle vermeintlichen Fälle von Urzeugung oder spontaner Bildung lebender Organismen hätten sich immer wieder als Täuschung erwiesen. Da also die assimilatorische Kontinuität zwischen fertigem und neugebildetem Protoplasma nirgends unterbrochen erscheint, so bleibe die Fähigkeit der Assimilation, Das heißt: die Bildung neuer lebender Theile nach dem Ebenbilde bereits vorhandener ein ausschließliches Privilegium der lebenden Organismen, das auf eine spezifische, ihnen allein zukommende, also vitale Fähigkeit dieser Organismen zu schließen gestatte.

Diese Anschauung hat kein Geringerer als Claude Bernard mit ausdrücklichen Worten vertreten. In seinen bekannten „Leçons sur les phénomènes de la vie“ erklärt er die vitale Destruktion für einen einfachen chemisch-physikalischen Vorgang, der mit einer großen Anzahl chemischer Spaltungen und Zerlegungen in Parallele gebracht werden könne. Die Assimilation hingegen, die evolutive Synthese, sei der lebenden Welt eigenthümlich, sie sei das einzige wirklich Vitale in der Welt der Organismen. Auch viele andere physiologische Schriftsteller stimmen mit dieser Auffassung überein. Nach Krulenberg sind nur die Assimilationprozesse den Erscheinungen, wie sie am toten Material ablaufen, unvergleichbar geblieben; nach Landois ist die Assimilation eine Erscheinung, die die organische Schöpfung gegen die anorganische scharf abgrenzt; und der Botaniker de Bries erklärte kategorisch, daß für die Erscheinung der Assimilation das große Reich des Leblosen keine Analogie besitze, daß die chemischen Moleküle nicht assimiliren und daher auch einer selbständigen Vermehrung in diesem Sinne unfähig sind.

Und doch ist es nicht richtig, daß die Assimilation in der anorganischen

Natur kein Analogon bestehe. Nach unserer Ansicht über die ausschließliche Verwendung der Nahrungstoffe zum Aufbau der Protoplasmamoleküle würde es sich bei der organischen Assimilation darum handeln, daß sich diese Moleküle immer nur in der unmittelbarsten Nähe und daher offenbar unter irgend einem Einfluß anderer Moleküle von der selben Zusammensetzung herausbilden können, weil selbst die Gegenwart aller notwendigen Nahrungstoffe und das Zusammentreffen aller übrigen Bedingungen, die, wie Feuchtigkeit und Wärme, erfahrungsgemäß das Protoplasmawachsthum begünstigen, dennoch niemals zur Protoplasmabildung führen, wenn nicht lebendes Protoplasma vorhanden ist, das die Bildungstoffe assimiliert. Bevor man sich also dazu verstehen könnte, diese Assimilation als einen ausschließlich vitalen Prozeß anzuerkennen, müßte man erst den Beweis dafür erbracht sehen, daß niemals in der anorganischen Natur die Synthese einer chemischen Verbindung dadurch ermöglicht oder befördert wird, daß die Reaktion in der unmittelbarsten Nähe derjenigen Substanz verläuft, die eben durch die Synthese geschaffen werden soll.

Dieser Beweis ist aber nicht zu erbringen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in der anorganischen Chemie eine Reihe von Thatfachen bekannt ist, die sich nur auf Grund der vorhin postulirten assimilatorischen Synthese erklären lassen.

Ein Beispiel wird genügen, um diese Behauptung zu rechtfertigen:

Wenn man kohlensaures Natron mit einem Äquivalent Wasser versetzt und Kohlen Säure durchleitet, so erfolgt zunächst keine Bildung von doppeltkohlen saurem Natron. Setzt man aber eine kleine Menge dieser Substanz hinzu, so verwandelt sich die ganze Masse des vorhandenen kohlen sauren Natrons mit Hilfe der Kohlen Säure und des Wassers in doppeltkohlen saures Natron, und zwar findet die Umwandlung mit einer Geschwindigkeit statt, die von der Menge des zugesetzten Natriumcarbonates und der Innigkeit der Mischung abhängig ist\*).

Das ist also ein unzweideutiger Fall von anorganischer Assimilation, denn wir können uns die mitgetheilte Thatfache nicht anders erklären als dadurch, daß wir annehmen, die molekulare Nähe der auszubildenden Verbindung in jenen Körpern, die sich mit einander zu dem neuen Molekül vereinigen sollen, befördere jene unerläßlichen vorbereitenden Umsetzungen und Spaltungen, die der Synthese der neuen Verbindung in allen Fällen vorhergehen müssen. Ist aber eine anorganische Assimilation möglich, dann ist auch die Assimilation bei den Organismen kein völliges Novum, sondern höchstens eine quantitative Steigerung des primitiveren anorganischen Vorganges, die

\*) Andere Beispiele sind im ersten Band meiner Allgemeinen Biologie S. 194 verzeichnet.

vielleicht der besonders innigen Durchdringung der festen assimilirenden Theile des Protoplasmas durch die mit den Nährstoffen beladene Protoplasmaflüssigkeit zuzuschreiben ist.

Durch diese bisher unbeachtet gebliebene Analogie zwischen der organischen und anorganischen Assimilation wird uns aber auch eine andere Gruppe von Erscheinungen verständlicher, die von den Anhängern der Lebenskraft mit besonderer Vorliebe für ihre Lehre ins Treffen geführt wurde, nämlich die Erscheinungen der elektiven Assimilation, von denen man glaubte, man könne sie nicht anders als durch ein mystisches Wahlvermögen der Organismen oder — wie Treviranus wollte — durch eine eigene Ernährungsseele erklären. Es hat sich nämlich, besonders bei der Kultur von Pflanzen in Flüssigkeiten, deren gelöste Substanzen man nach Belieben variiren kann, gezeigt, daß jede Pflanzenart besondere Nährsalze und diese wieder in bestimmten Proportionen zu ihrem Wachsthum verwendet, während sie alle anderen Stoffe und jeden Ueberschuß eines einzelnen Stoffes beharrlich verschmäht. Außerdem hat man gefunden, daß die verschiedenen Theile der selben Pflanze die Baustoffe aus der Flüssigkeit in verschiedenen Verhältnissen verwenden, daß also zum Beispiel Calcium vorwiegend von den Blättern, Magnesium wieder mehr von den Samen verwendet wird; und endlich hat sich ergeben, daß das Fehlen eines einzigen Nährsalzes, wenn dieses sonst auch nur in minimalen Dosen aufgenommen wird, ein Verschmähen aller übrigen noch so reichlichen und vortrefflichen Nahrungstoffe zur Folge hat, gerade als ob die Pflanze an ihrer Nahrung keinen Geschmack fände, wenn diese nicht die gewohnte Mischung von Salzen enthält.

Dennoch geht offenbar Alles auch hier auf ganz natürliche Weise und ohne jede mystisch-vitalistische Einnengung vor sich. Da nämlich das lebende Protoplasma trotz seiner anscheinend gleichartigen Beschaffenheit nicht nur in den verschiedenen Organismenarten und in den verschiedenen Individuen einer Art, sondern auch in den einzelnen Organen und Geweben des selben Individuums eine endlose Mannichfaltigkeit von stofflichen und funktionellen Leistungen darbietet, so muß man annehmen, daß die chemischen Einheiten der verschiedenen Protoplasmen, die diese Leistungen vollbringen, auch eine unendlich variable Konstitution besitzen, die durch Abänderungen der Anordnung und Verkettung ihrer Atomgruppen und der quantitativen Verwendung der einzelnen Komponenten und selbst durch Aufnahme besonderer, in anderen Molekülen nicht enthaltener Elemente oder Verbindungen begründet sein kann. Wenn nun diese verschieden gebauten Moleküle ihre assimilatorische Fähigkeit ausüben und die in ihren Bereich gelangenden Nahrungstoffe dazu bewegen, sich zur Synthese identisch gebauter Moleküle zu vereinigen, so ist es begreiflich, daß nur jene Stoffe und nur jene proportionalen Mengen davon

zur Verwendung kommen, die nothwendig sind, um die neuen Moleküle nach dem Muster der älteren zu bilden, während alle fremdartigen Stoffe und alle überschüssigen Mengen der assimilirbaren Substanzen zurückbleiben. Sind aber nicht alle Materialien vorhanden, um das ganze Molekulargebäude fertigzustellen, dann werden auch die vorhandenen Stoffe nicht zur Verwendung gelangen, weil auf dem Wege der Assimilation nur die vollständige Kopie des assimilirenden Moleküls, nicht aber etwas Anderes gebildet werden kann.

Also auch Wachsthum und Chemismus der Pflanzenzelle, die ebenfalls in der Rede Du Bois-Reymonds unter den hoffnungslos dunklen Vorgängen figurirten, fügen sich ohne besondere Schwierigkeit in das einfachere Schema, daß alle objektiv wahrnehmbaren Lebenserscheinungen — von der subjektiven Seite des Lebens will ich vorläufig absehen — auf Zerfall und Aufbau der chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückzuführen versucht. Daß auch hier — wie in der Thierphysiologie — nicht Alles sofort erklärbar, Das heißt: auf bekannte und anschauliche Vorgänge zurückzuführen ist, versteht sich von selbst und braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden. So bleibt es zum Beispiel vorläufig unerklärt, worin die Wirkung des grünen Farbstoffes der Pflanzen bei der Assimilation der Kohlensäure beruht und warum die Lostrennung des Sauerstoffes der Kohlensäure, die der Verwendung ihres Kohlenstoffes zur Bildung neuer Protoplasma-moleküle vorhergehen muß, nur unter der Einwirkung des Lichtes und nur in Gegenwart des Chlorophylls vor sich geht, während in allen anderen Fällen von Assimilation zur Lockerung der chemischen Bindung in den zu assimilirenden Substanzen und speziell zur Lostrennung des Sauerstoffes von den Elementen oder Atomgruppen, die in das neue Molekül eintreten sollen, neben der assimilatorischen Energie der vorhandenen Protoplasma-moleküle nur noch die Mitwirkung der Wärme nöthig ist. Aber deshalb, weil wir diesen Vorgang noch nicht verstehen, werden wir doch nicht sagen, er sei von solcher Art, daß er im Bereich des Leblosen kein Analogon besitzt, werden uns vielmehr gerade deshalb, weil wir ihn noch nicht verstehen, lieber jedes endgiltigen Urtheiles enthalten. Bis jetzt aber hat sich noch jeder Vorgang in den lebenden Organismen, den wir verstehen gelernt haben, als zu der Ordnung der chemisch-physikalischen Prozesse gehörig erwiesen und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß diejenigen, die wir noch nicht verstehen, zu einer anderen, unbekanntem und undefinirbaren Ordnung gehören.

Wien.

Professor Max Rastowik.



## Dostojewskij.

**N**och immer beschäftigt man sich in deutschen Landen viel zu wenig mit Dostojewskij. Tolstoi hat ihn schon beinahe totgelebt; Zola und Ibsen setzen Meinungen und Federn ungleich mehr in Bewegung. Aber ist Dostojewskij geringer als sie? Vielleicht ist er für uns zu viel Mystiker, zu viel Russe. Er wirkt aus der Ferne wie ein dunkel liegendes Gewölk über einer endlosen, unerforschten Ebene. Wir fühlen ein dumpfes Grausen vor ihm. Fast fürchten wir uns vor seiner majestätischen Barbarenschönheit. Aber je näher wir ihm kommen, desto unwiderstehlicher sind wir angezogen. Wir spüren: da sind Erschütterungen zu holen, wie sie sonst nur Shakespeare und die Antike haben, und zugleich die Erlösungen und Tröstungen des Christenthumes. Da sind die blinden Kräfte des Lebens phosphorisch aufgehäuft und zuweilen greift eine Geisterhand hinein und schleudert zündende Blitze. Aber dann, unversehens, erhellt sich das Land und liegt zauberisch und morgenfrisch da wie ein Eden der Keuschheit. Demüthige Menschen, die einander lieben, wandeln in stolzer Kindlichkeit einher und blicken vertrauensvoll empor, wo hinter silbernem Wolkenflor das Erlöserkreuz aufgerichtet ist. . . Von so gewaltiger Doppelnatur ist Dostojewskij, ein russischer Dante, der alle Schuldverstrickungen der Erdenhölle und alle Heilsvorkündungen des Jenseitshimmels an sich erfahren und durchlebt hat, Mensch und Prophet, Luzifer und Cherub in Eins verschmolzen, allverstehend, allverzeihend, allmitsühlend, ein zaghaft weinendes Kind und ein erbarmungsvoll die Arme öffnender Vater: Sünder und Heiland zugleich.

Und er ist unerschöpflich. Jede Berührung mit ihm führt uns frische Kräfte zu. Mit Begierde griff ich daher nach einem Buch, das uns neue Kunde über ihn verspricht und wirklich auch vermittelt. Es ist die „biographische Studie“ von Frau Nina Hoffmann, betitelt „Ih. W. Dostojewskij“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co.). Eine deutsche Frau und Schriftstellerin hat um Dostojewskij's willen die russische Sprache erlernt und Jahre lang in Rußland gelebt. Diese Thatsache allein schon ist von hohem Werth und führt das Buch, als ein von Liebe und Leidenschaft erfülltes, bestens bei uns ein. Dabei wird es nicht bloß den Deutschen, sondern, dank der Benutzung eines vielfach noch unveröffentlichten Materials, auch den russischen Dostojewskij-Forschern mancherlei Neues und reiche Aufschlüsse bringen. Dieser Vorzug des Buches ist freilich zugleich sein Fehler. Es will zu viel auf einmal geben. Es macht zu ernste, anspruchsvolle Voraussetzungen, es will gar zu weite Hintergründe vor uns aufschließen. Das deutsche Publikum, dem mit einer klar gegliederten, den Dichter schlicht erklärenden Lebensbeschreibung gedient gewesen wäre, ist für diese in das Innerste der russischen Volksseele



hineinleuchtende Studie nicht genügend vorbereitet. Kein Zweifel: das Buch der Frau Hoffmann wird seinen dauernden Werth behaupten; und dann erst recht, wenn ihm nachgefolgt sein wird, was ihm hätte vorausgehen sollen: die populäre Biographie. Wer freilich zu Dostojewskij innere Fühlung gewonnen hat und ein Wenig Studium nicht scheut, Der wird auch heute schon das Buch mit Genuß lesen und der vortrefflich unterrichteten, männlich energievollen Verfasserin für die empfangene Belehrung wärmsten Dank wissen. Ich will einige Hauptpunkte herausgreifen und durch einige Bemerkungen erläutern.

Als der entscheidende Wendepunkt in Dostojewskij's Leben stellt sich das Jahrzehnt seiner sibirischen Verbannung heraus. Die Freunde fanden ihn nach seiner Rückkehr zugleich kühner und milder, vor Allem innerlich gesättigter. Daß er sich nicht in Klagen noch Anklagen erging, vermochte einem Russen nicht weiter aufzufallen. Aber was die Freunde mit Bewunderung an ihm wahrnahmen, war ein Gefühl von Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihm die Möglichkeit gegeben hatte, in seiner Strafzeit nicht nur den russischen Menschen, sondern zugleich auch sich selbst besser verstehen zu lernen. Jeder, der Dostojewskij's wunderbare „Memoiren aus einem toten Hause“ gelesen hat, wird diese Beobachtung für zutreffend halten und den Grund für die vollzogene Seelenwandlung bei sich erweisen können. „Es schien mir, daß man auch im Gefängniß ein ungeheures Leben finden könne“, bekennet Dostojewskij selbst. Und was ihm dieses „ungeheure Leben“ vermittelte, war gerade Das, was er während des ersten Jahres seiner Zwangsarbeit als besondere Härte und als tiefste innere Wundtheit empfinden mußte: daß er als politisch Verbannter, obenein als Ueblicher und Mann der höchsten Bildung, mit ganz gemeinen Sträflingen aus der Hefe des Volkes, mit Schmugglern, Einbrechern und Falschmünzern und oft genug mit Mördern zusammen eingesperrt war. Aber nicht, daß er von seinen Vorgesetzten diesen Verbrechern gleichgeachtet und Dem entsprechend behandelt wurde, war das eigentlich Schmerzvolle; nein: daß die Verbrecher selbst, die nun wohl ober übel seine Kameraden waren, ihn nicht als Leidensgenossen und Bruder ansahen, sondern mit Hochmuth und Feindseligkeit auf ihn herabblickten. Mit Schrecken und Beschämung ward der Dichter, der als Dreiundzwanzigjähriger mit einem Roman „Arme Leute“ ein ungeheures literarisches Aufsehen erregt hatte, sich der tiefen Kluft bewußt, die ihn in seinem innersten Fühlen und Denken von den „armen Leuten“ schied. Er war damals ein reizbarer, nervöser Mensch, leichtsinnig, verschwenderisch, an ein aufgeregtes Nachtleben gewöhnt, mit der Volksseele, nach der er dürstete, nur locker verbunden. Dabei freilich von einer großartigen Gutherzigkeit und von jener Hellsichtigkeit der Instinkte, die seine eigenste Dichtergabe war und die ihn das Volk doch auch „wieder“ so rasch und so tief verstehen ließ. Aber möchte er immerhin das Volk

verstehen: das Volk verstand ihn nicht, sondern fühlte sich ihm fremd. Das war die schmerzlich nagende Erkenntniß, zu der er sich im Gefängniß durchrang. Und da begann denn jenes unermüdlche, sehnüchtige Seelenwerben, mit dem der Adelige und Geistesaristokrat dem inneren Leben der an sein Schicksal geschmiedeten Zuchthäusler nachging und von dem die „Memoiren aus einem toten Hause“ ein so denkwürdiges Zeugniß ablegen. Nicht um eigene Erkenntniß und fremdes Verständniß warb er: er warb um Liebe, um die Erwidrerung des ihn befeelenden Gefühls von Brüderlichkeit. Und es war sein innerster Triumph, daß ihm Das fast bei Allen, die nicht ganz verstockt und verhärtet und seelisch abgestorben waren, gelang. Rein menschlich stellten sich vielfach enge, ja innige Beziehungen heraus; und es blieb nur ein gewisser Standesdübel des Verbrecherproletariates zurück, der es gegebenen Falles nicht duldete, daß Dostojewskij sich den Reihen Derer anschließen durfte, die gegen die Gefängnißleitung wegen schlechter Behandlung demonstrieren. Auf alle Fälle ist es aber dem Dichter in Sibirien gelungen, sein eigenes Seelenleben mit dem des russischen Volkes in festen innerlichen Kontakt zu setzen. Für sein ganzes Empfinden hatte er damit die breite nährnde Basis gefunden. Er dachte und fühlte mit dem innersten Nerv des Gesamttruffenthumes, — und der war nach seiner Auffassung gleichbedeutend mit dem innersten Nerv des Gesamtmenschenthumes.

Dostojewskij war im Schlimmen und Guten eine dämonische Natur, die sich rasch entzündete und eben so bedrohlich wie verfühlich wirken konnte. Und er war Epileptiker, ein Mensch, in dem Dumpfstees und Hellstees zusammenfloß. Es war sein Lebensziel, das Helle in sich zum Sieg zu führen. Sein Wegweiser dabei war Christus. Aber mag er diesen Wegweiser früh schon gekannt haben, als alle seine Gefährten und Kampfgenossen noch Atheisten waren: den Weg nun auch wirklich zu gehen, der ihm gewiesen war, fiel ihm doch schwer. Er hatte Vieles, unendlich Vieles, in sich zu bekämpfen, all sein Gewaltfames und Explosives, all sein Maßloses und Zerfahrenes, all sein Hochmüthiges und all seinen Ich-Wahn. Ueber diese Seite seines Wesens Bericht zu halten, scheint mir der tiefste Sinn seines berühmten Romanes „Schuld und Sühne“ zu sein. Mochte er immerhin beabsichtigt haben, im Naskolnikow die russische Jugend der sechziger Jahre zu treffen: was dieser Figur die grandiose und erschütternde Beseelung verleiht, Das ist der Dostojewskij der vierziger Jahre, ein Dostojewskij, der niemals völlig gestorben ist, der vielmehr als knurrende, gefesselte Bestie durch das ganze spätere Leben mitgeschleppt werden mußte.

In einem zweiten Roman wollte der Dichter seinen Naskolnikow in geläuterter Gestalt vorführen, wie er als neuer Mensch, als ein Wiedergeborener, aus Sibirien nach Rußland zurückkehrt. Er hat diesen Voratz nicht aus-

geführt. Vielleicht hatte in Raskolnikow die eine Hälfte seines Wesens eine so bestimmte Gestalt angenommen, daß sie ihre Physiognomie zu verlieren drohte, wenn sie einer völligen Umwandlung unterworfen wurde. Dostojewskij hat es deshalb — bewußt oder unbewußt — vorgezogen, die ergänzende Wesenshälfte zu einer eigenen, in sich abgeschlossenen Gestalt zusammenzuballen, und diese ist ihm im Fürsten Myschkin, dem Titelhelden des „Idioten“, gelungen. Beide Gestalten sind in ihrer Art Reinkulturen, die einander vollkommen auszuschließen scheinen und die dennoch in dem verschwenderisch reichen Inneren des Dichters ihren Schnittpunkt, ja, ihre Verschmelzung finden. Populär könnte man sich etwa so ausdrücken: in der voribirischen Periode überwog in Dostojewskij das Element des Raskolnikow, in der nachsibirischen das des „Idioten“. Nur bitte ich, diese Antithese mit Vorsicht aufzunehmen, als einen Versuch, das Unfaßbare und Ueberfließende auf eine knappe begriffliche Formel zu bringen. Wollte man weiter gehen, so könnte man die schließliche Versöhnung beider Elemente im letzten Werk des Dichters, in den „Brüdern Karamasow“, finden.

Hier kommt es zunächst darauf an, daß Sibirien es war, das in Raskolnikow den Umschwung bewirken sollte. Den in Dünkel und Eigensucht Verstrickten sollte es durch die Nacht inneren Erlebens und nicht zuletzt durch den immer tiefer eindringenden, in der Figur der Sonja verleblichten Geist des wahren „russischen“ Christenthumes zur sittlichen und schöpferischen Wiedergeburt führen. Nicht um Ideen handelt es sich dabei, sondern um reale innerlich wirksame Kräfte, um stärkste und fruchtbarste Vermenschlichung. Die „russische“ Wahrheit und der „russische“ Christus: Das ist, nach des Dichters Meinung, im Grunde des Wesens nichts Anderes als das russische Volk, der russische Mensch, in seinem innersten Lebenskern bloßgelegt. Mit anderen Worten: das Christenthum ist für den russischen Menschen, nach Dostojewskij's Auffassung, reine Inkontinenz. Was man vom Christen als höchste Selbstüberwindung und Selbstentäußerung fordert, nämlich Demuth, Unterwerfung, Sündenbekenntniß, helfendes Mitleiden, Das ist für den russischen Menschen nichts Anderes als höchste Selbstbestätigung und Selbstbethätigung. Und auf dieser innerlichen Gewißheit beruht Dostojewskij's Glaube an die weltgeschichtliche und welterlösende Mission des russischen Volkes. Weil der Russe im Stande ist, sein beschränktes Ich von sich zu werfen, seine Schuld freiwillig zu beichten, sich vor Gott und vor allem Volk innerlich und äußerlich zu erniedrigen, deshalb hat er, so lehrt der Dichter, jene wunderbare Gabe, sich allem Fremden anzuschmiegen, Alles zu begreifen und zu verzeihen, Alles in sich zu vereinigen und so durch seine „Allmenschlichkeit“ die „Allversöhnung“ herbeizuführen.

Mag das Gedankliche dieses Evangeliums einigermaßen verschwommen sein: das ihm innewohnende Lebenselement ist von ungeheurer Wucht

und von fanatisirender Begeisterungsfähigkeit. Ein Mensch und ein Volk, die dieser Ueberzeugung nachleben, müssen eine unwiderstehliche Kraft in sich entwickeln. Dabei ist es völlig gleichgiltig, ob wir nach objektivem wissenschaftlichem Befund erklären müssen, daß hierbei sehr viel Illusion, viel Eitelkeit und Selbstverliebtheit und also auch nicht wenig Ungerechtigkeit im Spiele sind. Denn von Illusionen, von Eitelkeit und von Ungerechtigkeit wird bekanntlich die Welt regirt.

Frau Hoffmann hat gerade die national-russische Bedeutung Dostojewskijs in ihrem Buch klar herausgearbeitet. Wir lernen sie in aller ihrer Größe und Beschränktheit kennen. Beschränkt zeigt sich Dostojewskij vor Allem in seinem Urtheil über die Deutschen, bei denen er fast nur das für russische Begriffe Lächerliche wahrnimmt. Ganz besonders hat er sich, trotzdem er damals seit fast zwei Jahren in Dresden wohnte, unfähig gezeigt, die elementare Volksbewegung von 1870 zu verstehen. Wäre etwas Aehnliches in seinem heiligen Rußland geschehen, er würde sicher darin die Hand Gottes erblickt haben. In Deutschland sah er nur Erfindeltes und Geschraubtes. Er mag Einzelheiten richtig beurtheilt haben; das Ganze hat er trotzdem nicht verstanden. Da waren einmal die klaren, pedantischen Deutschen für den russischen Mystiker zu mystisch! Das ist aber im Charakterbild Dostojewskijs nur ein winziger Nebenzug und es stünde uns übel an, deshalb mit ihm zu hadern. Er fühlte sich damals als Verbannter. Und er bedurfte russischer Erde, russischer Luft und russischer Menschen, um in den Vollbesitz seiner Kräfte zu gelangen. Wie ihm Rußland die Menschheit war, so mußte ihm auch die Menschheit Rußland werden, wenn er zu ihr in ein richtiges Verhältniß kommen sollte. Und Das war ihm lebendigstes Bedürfniß. „Dostojewskij“, sagt Frau Hoffmann, „erlebte Alles intensiv, ganz subjektiv, aber doch eigentlich gleichsam unpersönlich: für die Menschheit und zu ihrem Wohl. Er war sich selbst ein Gefäß für die große Wahrheit, die ihm das Leben offenbarte, ein Brunnen, der diese Wahrheit unaufhörlich hervorprudeln mußte.“ Daher legte denn Dostojewskij auf die inhaltliche Seite seines Hervortretens weitaus das größte Gewicht. Er fühlte und erfüllte seinen Beruf als ein Apostolat. Sein Ziel war, wie Nina Hoffmann sich ausdrückt, „das Verkünden des wahren Christus auf dem Umwege der Kunst.“ Ein besonders wichtiges Mittel war ihm dazu auch die Publizistik. Er hat wiederholt Zeitschriften gegründet und zumal mit der Monatschrift „Wremja“ („Die Zeit“) starke Erfolge erzielt. Er war mit voller Seele dabei. „Ein Journal ist eine große Sache“, verkündete er ernsthaft. Und noch wenige Monate vor seinem Tode, im Juni 1880, hat er durch ein publizistisches Hervortreten, durch seine große Puschkinrede, in der er sein Evangelium vom russischen Christus noch einmal machtvoll zusammenfaßte, wahre Jubelstürme der Begeisterung entfacht.

Aber mit Alledem, so schön und so herrlich es sein mag, wäre Dostojewskij doch immer nur eine russische Lokalgröße geblieben, wenn nicht jenes Andere hinzugekommen wäre, das ihn zur universellen Persönlichkeit macht, seine Dichter- und Künstlerherrschaft. Darauf ist für uns (ich meine: für uns „Europäer“) der Nachdruck zu legen. Der russische Mensch in Dostojewskij ist uns nur so weit interessant, wie er uns den Dichter erklären hilft. Aber hatten wir den Dichter nicht auch bereits verstanden — nämlich mit der Kraft unseres Empfindens —, ehe wir vom „russischen Menschen“ Etwas wußten? Das beweist doch wohl, daß im Dichterischen trotz dem „Umweg über die Kunst“ Dostojewskij's Hauptkraft zu Tage trat. Ihm selbst mag zu Zeiten sein „Apostolat“ wichtiger erschienen sein; für uns ist es doch vorwiegend dadurch wichtig, daß es sich so vollkommen in Kunst hat auflösen lassen, daß es dieser Kunst einen starken und wuchtigen Inhalt und eine so tiefe seelische Vibration gab. „Kunst“ war eben für Dostojewskij nicht technische Virtuosität, sondern mächtigstes Ausleben in produktiver Gestaltung. Er wollte, wie er in seiner großen Verteidigungsschrift vom Jahre 1849 sagt, daß „die Literatur ein Ausdruck des Volkslebens, ein Spiegel der menschlichen Gesellschaft“ sei. Aber er betonte ausdrücklich, „daß die Kunst keiner Tendenzrichtung bedarf, daß die Kunst sich selbst Zweck ist, daß der Autor sich nur um das Künstlerische zu kümmern habe; die Idee werde schon von selbst erscheinen, denn sie ist die unumgängliche Bildung des Künstlerischen.“ Und auch in späteren Jahren, als er sich von seiner nationalen Mission noch weit inniger durchdrungen fühlte, hat er sich stets gegen die „grobe Tendenzaufbauschung“ ausgesprochen und entschieden hervorgehoben, daß „der Mangel an Kunst der besten Idee schaden“ müsse. Und wie tief hat er gerade als Künstler gelitten, wenn er, von Verlegern und Gläubigern gedrängt, die Arbeit übereilen mußte und nicht Alles so sorgfältig ausführen konnte, wie es seinem ästhetischen Gewissen entsprochen hätte! Gewiß hat Frau Hoffmann darin Recht, daß diese größere Sorgfalt im Wesentlichen der Psychologie und erst sehr in zweiter Linie der Architektur und Komposition und der malerischen Ausgestaltung der Szenen zu Gute gekommen wäre. Aber ist nicht Eins wie das Andere „Kunst“? Ist es nicht lediglich eine Frage der Richtung und der individuellen Ueberzeugung, auf welche Seite man den größeren Nachdruck legen will? Für Dostojewskij's Kunstschaffen war das Innenleben des Menschen, ganz besonders das verborgene, das am Schwersten ergründbare, der belebende Anziehungspunkt. Er war ganz und gar nicht „Miliendichter“. Vom Menschen ging er aus und in den Menschen drang er ein, die letzten Geheimnisse wollte er ihm entreißen. Vom Menschen aus beleuchtete er die ganze Sinnenwelt, die ihn wie ein nebeliges Panorama umschloß. Und stets, wenn er die Menschenseele in ihrer

Nachtzeit ergriffen hatte, sah er das selbe Schauspiel: wie sie sich zitternd mühte, zu Gott zu gelangen, um den tausend Fußschlingen schlimmer Dämonen zu entinnen. Und wie Das in Dummheit geschah, in Blindheit und Machtlosigkeit, unter fortwährendem Straucheln, aber in steter seliger Gewißheit: ganz besonders diesen Vorgang hat er uns in hundert neuen Formen immer wieder gezeigt. Auch hier schuf er ganz aus dem Erlebniß und Bedürfniß seines Allerinnersten heraus. Auch hier wußte er sich strebend eins mit der russischen Volksseele —: nein, mit der allgemeinen Menschenseele, deren Streben im erhabensten Gedichte der Neuzeit, in unserem deutschen Faust, seine vorbildliche Prägung erhalten hat.

Wien.

Dr. Franz Servaes.



## Erotische Arbeiterfragen.

**F**ür unsere Kolonien hat sich die Reichsregierung zwar zur Unterdrückung des Menschenhandels verpflichtet; aber es ist nöthig, einheimische Rassen zur Arbeit heranzuziehen, und dabei werden Fragen wieder aufgetührt, die mit dem Verbot der Sklaverei abgethan schienen. Die Schwärmer für Verbrüderung auf der ganzen Erde können an der Reize des Jahrhunderts anders Denkende nicht mehr niederschreien. Auch das Ideal altmodischer Kosmopoliten ist heute höchstens eine Verbindung der Kulturvölker. Von diesen fühlt sich aber jedes als wirtschaftliche Einheit. Der nationale Egoismus fordert, ein durch der Väter Arbeit angehäuftes Kapital an Macht solle auch Zinsen tragen. Die tödenden Lebensarten von der Gleichberechtigung aller Menschen werden zudem durch das ethnologische Wissen zurückgedrängt; und selbst die Enkel der Jakobiner in den Arbeiterparteien lassen ihre Theorien da enden, wo die Konkurrenz farbiger Brüder anfängt. In den Vereinigten Staaten, wo die von schönen Worten Begeisterten im Bürgerkrieg die nüchternen Verfechter weißer Herrenrechte besiegten, sind die Phrasen der Konstitution von der Praxis durchlöcheret worden. Die Indianer werden in einer Art Menagerie gehalten, Chinesen dürfen nicht ins Land kommen, die Neger sind Paria. Die Kubaner, Kanaken und Tagalen sollen nicht einmal zu Bürgern zweiter Klasse geeignet sein.

Zweifellos wird das Land der Freiheit durch die Unterjochung der neu erworbenen Inseln ihre materielle Lage rasch bessern. Ein solches Protektorat wünschen auch andere Nachbarn schon heimlich herbei. Dem Pedro de rittende That hat dagegen die befreiten brasilianischen Sklaven in großes Uebel gebracht. Das Selbe ist bei den Indianern zu sehen, seit sie die Segnungen liberaler Raubstaat-Verfassungen genießen. Und das gerühmte Christenthum hat nach Jahrhunderten der Missionarbeit unter den Heiden, wo nicht Feuer und Schwert zur Annahme äußerlicher Ceremonien geholfen haben, nur eine Handvoll

bestimmter Proselyten aufzuweisen. Unter Nichtariern ist den Europäern nur bei sehr wenigen, besonders begabten Schülern eine Erziehung gelungen, sonst nichts als ein oberflächlicher Drill. Daraus folgt auch, abgesehen von der Nachfrage, die Berechtigung, nicht länger unsere harte Arbeit für ein Zerrbild eingebildeter Kultur zu vergeuden, sondern unsere Kultur dadurch zu verfeinern, daß wir aus der ganzen Welt den dazu nöthigen Reichtum heranziehen.

Trotzdem kann man sich der Besorgniß nicht erwehren, daß deutsche Geheimräthe auch weiterhin die Verhältnisse in den Kolonien vom doktrinären Standpunkt aus behandeln. Bevor aber die Paragraphenscheere unsere tropischen Bäume zurechthupft, ist daher eine Kleinellensschau; und dazu ist Guatemala besonders geeignet.

Das seit fünfundsiebzig Jahren unter den Hammer gekommene spanische Weltreich hat seinen Erben an keiner Stelle eine Ordnung der Rassenfrage hinterlassen. Kluge Päpste der Krone erklärten zwar durch Gesetz die Indianer für unmündig. Allein viele peifstig regsame Stämme, wie die Azteken, gaben ihre Sprache und einen Theil ihrer Sitten auf und vermischten sich rasch mit den Weißen. Das erschwerte die Durchführung der Regel. Dann fand es von Las Casas an die Kirche oft müßlich, über die jammernden Knechte zu lärmern, die der Priester zu Knocthen verstand, ohne daß sie jammerten. Die schmiegsamen Mönche hatten die Sprache der großen Kinder gelernt und erkannt, daß man von ihnen Alles im Guten erreichen könne. Durch das gebuldige Eingehen auf ihre Art ward der Pfarrer ihr Vertrauensmann und alle Rohheit und Habgier änderten daran nichts mehr. Aus nicht sehr sauberen Gründen hat die Klerisei den sanften Indianer und den grausamen Spanier in die Literatur eingeführt, wo sie ein eiserner Bestand geblieben sind. Wer aber die Schilderungen des ehrlichen Conquistadors Bernal Diaz de Castillo beachtet und in den alten Schriften der Quiché und Kakchiquel Guatemalas zu lesen weiß, um das Bild des einst aus den heutigen Resten zu ergänzen, für Den schwinden alle Rousseaumärchen hin. In Mittelamerika bedeuteten die idyllischen Zustände kurz vor der spanischen Eroberung: Menschenopfer mit religiösem Kanibalismus, Sklaverei der Kriegsgefangenen, unaufhörliche Raubzüge und Fehden, blutdürstigste Justiz.

Vieles Unmenschliche haben die Spanier ausgerottet, freilich, um mit fanatischer Härte an seine Stelle allerlei Gleichwerthiges aus ihrer stumpfsinnigen Bogotterie zu setzen. Viele der vorgefundenen Einrichtungen haben sie aber mit einer löblichen Klugheit geschont und nur leicht umgemodelt. Noch heute kann man bei den Mayastämmen Guatemalas, die, schwerfälliger als die Azteken, an ihrer Tracht und Sprache festgehalten haben, auch von den Sitten den spanischen Firniß leicht abstreifen, vieles Ursprüngliche beobachten. Opfer — außer Menschenfleisch — sind den christlichen Heiligen und ihren Hintermännern genau so angenehm wie früher den Idolen. Tribut fordern der König und seine Beamten ganz wie früher der eigene oder fremde Häuptling. Herr und Gabenempfänger sind dem Indianer untrennbare Begriffe; und noch heute naht er sich keinem hochmögenden Gebieter ohne ein paar Früchte oder ein armsfüliges Hähnchen. Wie in alter Zeit die Tanzplätze um die Opfersteine, die Grabhügel und die Festungen durch Frohndienste erbaut wurden, so später die gepflasterten Straßen und Brücken, die Staatsgebäude und Kirchen. Noch heute ist der Wegebau ein Servitut der niederen Klasse, da ihn die höhere mit geringem Gelde abldst. Eben so wenig wie in

grauer Vorzeit denken heute die Boten und Lastträger daran, vom Beamten Bezahlung zu verlangen. Alle in staatlichem Auftrage Durchreisenden werden in den Indianerddörfern nach wie vor umsonst verpflegt. Wenig Unterschied machte es dem braunen Bauern, als ihm die Arbeit nicht mehr vom Clan-Keltesten zugewiesen wurde, sondern von einem Spanier. Denn der goldene Traum der Sozialisten unserer Tage war ihm graue Wirklichkeit. Er kannte kein individuelles Eigentum. Das Land war unter größere Gemeinschaften von Blutsverwandten sorgsam verteilt. Die Keltesten von ihnen bildeten, so weit gemeinsame Herkunft und Sprache zum Stamm vereinigte, einen Staatsrath unter einem Häuptling. Deren Nachkommen entwickelten sich zuweilen zu einer Art Patriziat. In einigen Dörfern Guatemalas sind solche „Edle“ noch heute daran zu erkennen, daß sie jeden Anderen schlecht behandeln. Das thun auch die Weiße. Beiden begegnet der Indianer mit dem größten Respekt. Das Schinden des „kleinen Mannes“ haben nicht erst die Spanier erfunden.

So ging denn auch auf dem angestammten Boden der Indianer ohne Gemüthsbewegung oder tiefer greifende Aenderung seiner Lebensweise aus der Hand des Clan-Keltesten in die des Encomoderos über, des ihm zum „Vormund“ bestellten Conquistadors. Er war ein Sklave, durfte nur laut verschiedenen königlichen Befehlen nicht so heißen. Von der sozialen Stellung der alsbald flott verhandelten Neger und „heidnischen“ Nachbarn war die seinige nur dadurch verschieden, daß er mit seinem Maisfeld zusammen verkauft wurde, also ihm stets nah blieb. Darüber hinaus gab es für ihn kein Glück. Die Hörigkeit war ihm nichts Neues und drückte ihn nicht.

Das Patronatsverhältniß war die weise Ergänzung der Entmündigung. Hatte diese mehr theoretischen Werth, um Vorhandedenes in legale Form zu bringen, so war der Patron praktisch nützlich. Er übernahm die gewohnte Gerichtsbarkeit, schlichtete allen Streit, strafte die Bösen, trennte eine wacklige Ehe oder rentte sie wieder ein und hatte dabei den Vortheil, seine Leute genau zu kennen und die Ausführung seiner Urtheile zu überwachen. War er gar zu ungerecht, so gab es durch Vermittelung des Pfarrers eine höhere Instanz. Gewöhnlich aber war auch dort der Patron der geborene Verteidiger eines braunen Missethätters. Ihre ärztlichen Talente pflegten der Encomendero oder seine Frau eifrig an ihren Schutzbefohlenen zu üben. Und die Batvergen und Tifanen waren für den armen Teufel wenigstens ein großer Trost. So ist im Laufe der Jahrhunderte der Patron dem Indianer nach seinen eigenen Worten, die noch heute jedes Gefuch einleiten: „Vater und Mutter und Augapfel zugleich.“

Manche schwer zugänglichen oder wenig begehrenswerthen Gegenden blieben im Besitz von halbwilden Stämmen, die bis auf unsere Tage sich unabhängig von den Weißen und Mischlingen erhalten und damit begnügt haben, die Fremdherrschaft rein formell anzuerkennen. In Honduras giebt es noch drei solche Völkerschaften, zwischen Guatemala und Mexiko eine andere. Sie stehen auf sehr niedriger Stufe. Lastträger und Händler, die weite Reisen machen, leben fast nomadisch. Daneben haben sich in Guatemala auch mehrere zu Dörfern vereinigte indianische Genossenschaften erhalten. Ihre Besitztümer sind uralte und historisch werthvolle Urkunden. Die beschränkte Autonomie, deren sie sich erfreuen, haben sie Jahrhunderte lang gegen kleine und große Widersacher zäh verteidigt; und noch



heute kaufen sie sich alle paar Jahre durch größere Geldsummen los, die Präsident und Minister ihnen abpressen. Die zerstreut lebenden Indianer, die keine Patrone haben, waren dagegen von je aller Willkür preisgegeben. Gegen sie wurden die verschiedensten Gesetze erlassen, zunächst eine Verordnung gegen Nichtsthuer. Das sind natürlich Alle, die nicht für die Spanier arbeiteten. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war ein Mittelstand in die Höhe gekommen, der Arbeiter brauchte. Den Unternehmern wurden nun von bestimmten Beamten jede Woche Indianer zugetheilt, die mit Gewalt aus dem Bezirk zusammengeholt wurden. Sie erhielten lärglichen Lohn, um den sie oft sogar betrogen wurden, mußten sich selbst beschäftigen und wurden äußerst roh behandelt. Dabei war die Absicht klar, sie zur Ansiedelung auf den kleineren Gütern zu bewegen und zu Hörigen zu machen, wie die Klienten der Encomenderos. Auch heute noch ist für viele Landwirthe die Heranziehung solcher sechshaften Arbeiter eine Lebensfrage. Allein der Indianer klebt sehr an der Scholle und ist nicht leicht dazu zu bekommen, seinen Wohnsitz zu wechseln. Häufig ist nichts zu erreichen, als daß er sich gegen ein Stückchen Land, das er bebauen darf, für einige Wochen dem Gutsherrn verpflichtet.

So waren eigentlich nur die Erben der Encomenderos sicher mit Arbeitskräften versorgt und der Meid gegen sie hat viel zur Begeisterung für liberale Ideen beigetragen. Nach der Trennung von Spanien behielten aber die Feudalen noch fünfzig Jahre durch Bildung und Reichthum das Pest in der Hand. Erst 1870 kamen die „Liberalen“ zur Herrschaft. Aller Beglückung durch Bürgerrechte, individuelle Freiheit, Civilrechte, obligatorische Volksschule und allgemeine Wehrpflicht hat die Million Indianer in Guatemala eine Gleichgiltigkeit entgegengebracht, als empfänden sie auf das Klarste, wie ausbändig hoßle Worte es für sie sind. Vor dem Gesetz sind sie nun mündig. Das heißt: die vogelfreie Beute der Gemeindefreiber, Richter und Winkeladvokaten. Kollektiveigenthum ist streng verboten. Nach der Theilung haben die genannten Blutsauger und dann die Schnapswirthe — natürlich für einige Flaschen Branntwein — das meiste Land an sich gebracht. Blühende Dorfverwaltungen, die früher alle Ausgaben aus dem Ertrag der Almend bestritten, sind seitdem in Guatemala und auch in den Nachbarländern bankrott geworden. Nur in Honduras hat die dünne Bevölkerung und die Masse ungebauten Landes in der Hand der Regierung solche radikalen Gesetzesbummheiten verhindert. Jede Gemeinde hat dort mindestens eine, gewöhnlich zwei Quadratmeilen Land und jeder Einwohner bekommt davon so viel, wie er bebauen kann, gewissermaßen in Erbpacht.

In Guatemala zwang in den letzten Jahrzehnten die aufblühende Kaffeekultur, die fast das ganze Jahr Arbeit erheißt, dazu, die Schraube der „Vertheilungen“, jetzt Mandamientos genannt, noch stärker anzuziehen. Die Pflicht zur Arbeit wurde auf mehr als eine Woche aufgedehnt. In der Theorie handelte es sich um einen von Guatemaläs freiem Bürger eingegangenen Vertrag. In der Praxis warf man einem nichts ahnenden Indianer etwas Geld in die Hütte und schleppte ihn dann gebunden fort, um den „Vorschuß“ abzarbeiten. Natürlich mußte der Gouverneur für den Eifer, mit dem er die Erfüllung des Kontraktes erzwang, auch belohnt werden. Aus dieser Pöffe blieb ihm dann auch für ernstere Amtspflege die Gewohnheit, Trinkgeld zu fordern. Der wohlwollende Regierungsschutz des Ackerbaues wurde auf diese Weise zuletzt bedenklich theuer.

Vor einigen Jahren sind in hochtrabenden Erlassen diese Mandamientos abgeschafft worden. Natürlich mußte aber bald an einen Ersatz gedacht werden. Zur konstitutionellen Verdrängung despotischer Maßregeln dient immer die Wehrpflicht. Ein mißliebiger Redakteur, der ja auch bei uns oft ganz militärisch auf die Feste kommt, wird Soldat und als solchem giebt man ihm wegen Insubordination eine Tracht Prügel. In Revolutionzeiten werden gefährliche Gegner gern zu aktiven Offizieren in partibus gemacht, um bei der geringsten verdächtigen Regung als Verräther erschossen zu werden. So wurde denn auch mit der Wehrpflicht der Indianer scheinbar Ernst gemacht und sie sollen als *Sappeurs* dienen, Das heißt: an Regierungsbauten schwer arbeiten, wenn sie nicht fünfzehn bis dreißig Pesos Vorschuß auf einer Pflanzung erhalten haben. Das können sie im günstigsten Falle in einigen Monaten abarbeiten. Meist aber bleiben sie in der Schuld und gerathen immer tiefer hinein. Die Tendenz dieser Verordnung ist also — ganz vernünftiger Weise —, die freilebenden Indianer in die Hörigkeit hineinzuzwingen, in der die früheren Untergebenen der *Encomenderos* durch ihre Schulden auch jetzt noch verblieben sind. Die finstere, grausame Feudalzeit ist zwar durch eine glorreiche Konstitution vernichtet: Jeder ist in Guatemala freier Herr seiner selbst. Aber der Kapitalismus fesselt den Bürger-Indianer durch das Geld, das er schuldet, eben so sicher, wie einst die Privilegien.

Die unfreiwillige Satire, die der Liberalismus da in seine Annalen eingetragen hat, bewirkt, daß Alles hübsch beim Alten geblieben ist. Und dem Indianer ist ein Patron, der für ihn denkt und handelt, wirklich nöthig. Das Interesse führt den Herrn dazu, für Leib und Leben des Arbeiters zu sorgen; und Das ist immer der sicherste Grund, auf dem sich humanitäre Einrichtungen erheben. Noch besser wäre es damit bestellt, wenn nicht auch Weib und Kind für das dem Mann und Vater vorgestreckte Geld hafteten, — ein Mißbrauch, der die sonst mustergiltigen Wohlfahrteinrichtungen mancher deutschen Hacienda bedeckt.

Gegen eigenmächtige Entfernung des Schuldners schützen Bestimmungen, zu deren Ausführung jedes Gut eigene Beamte unterhält. Das Verfahren riecht etwas nach Sklavenjagd; aber die großen Bluthunde der Beecher-Stowe, die immer antökonomisch waren, fehlen doch. Hat der Indianer inzwischen einen neuen Herrn gefunden, so ist ein gewisser Austausch durch Bezahlung der ihm früher angeforderten Vorschüsse üblich und erlaubt.

Von dem Lohn, den der Landarbeiter wöchentlich ausbezahlt bekommt, kann er übrigens trotz freier Wohnung kaum das sehr frugale Essen für sich und seine Familie, gewöhnlich nur Mais, bestreiten, da er eben nicht alle Tage arbeitet. Hat er nun gar seinen eigenen Mais geerntet und der Versuchung widerstanden, ihn zu verkaufen, so arbeitet er noch weniger. Zwang und Strafen machen ihn störrisch. Da fährt denn den Gutsbesitzer die Noth auf ein neues Mittel, seine Indianer zur Arbeit zu reizen: Schnaps. Alle Vorschüsse, die ein kluger Verwalter von Neuem giebt und die also einen Theil des Arbeitslohnes darstellen, der baar ausgezahlte Theil des Wochenlohnes, der Ertrag einer eigenen kleinen Ernte: Alles wandert zum Schnapswirth. Damit die Leute nicht verhungern, wird ihnen am Ende der Woche statt des Geldes Mais geliefert. Und namentlich die deutschen Haciendas geben ihn in Theuerungzeiten unter dem Kostenpreis ab. Aber selbst diese Naturallieferungen werden manchmal vertrunken.

Bei seinen Bacchanalien ergötzt sich der braune Säufer nicht etwa an Männerrede, Gesang und Saitenspiel, sondern sitzt betrübt bei Weib und Freunden; und Flasche auf Flasche kreist, bis Alle in sehr kurzer Zeit taumeln. Dann ist das Ende oft auch ein melancholisch lautloser Zweikampf mit den Haumeßern oder ein Zerfleischen des Weibes. Die Obrigkeit kümmert sich um die Zecher gewöhnlich erst, wenn sie sinnlos berauscht daliegen. So lange das Geld reicht, wird weitergetrunken, nachdem der erste Rausch ausgeschlafen ist.

Leider hat der Staat ein Interesse daran, daß viel getrunken wird, da das Branntweinmonopol mehrere Millionen einbringt. So müssen die Dörfer geradezu Schnapsläden haben und einige alte Indianergenossenschaften, die keine Aneipe dulden wollen, bezahlen eine große Summe jährlich, gewissermaßen als Buße.

Wo aber eine Gutsverwaltung sich entschlossen hat, keinen Branntwein auszuschenken, laufen die Arbeiter sonntags in die nahen Dörfer. Dort entwickelt sich dann ein originelles System, die leeren Gemeindefassen zu füllen, indem der Grobe-Unfug-Paragraph des Landes auf jeden taumelnden Indianer angewandt und der Trunkene so lange in Haft gehalten wird, bis fünf Pesos Strafe für ihn erlegt sind. Diese Strafen belasten natürlich das Lohnkonto sehr stark. Allein die Zahlung könnte methodisch verweigert werden. Dann müßte der Gefangene einige Zeit für die Gemeinde arbeiten und von ihr bewacht werden. Entweder würde der Bürgermeister oder der Säufer doch schließlich müßig werden. Man sollte sich aber auch die Anwendung anderer Mittel nicht verbieten lassen. Die Liebe des Indianers zu Blumen und zur Musik sollte man pflegen. Er müßte Sämereien, Handharmonika und andere Instrumente erwerben können. Der erstorbene Sinn für Kultusveranstaltungen, Prozeßionen und Maskentänze könnte leicht erweckt werden. Das würde denn auch zu kleinen Ausgaben führen. Andere Bedürfnisse müßten den Weibern beigebracht werden, wie es auch zum Theil schon geschehen ist. Der Erwerb von Fuß und Land, von gebademem Brot statt des mühsamen, eigenhändigen Schrotens von Mais, ein Stück Fleisch im Kochtopf würden sie schon reizen. Hätten diese großen Kinder erst einmal begriffen, daß ihnen für Geld allerlei Anderes außer Schnaps erreichbar ist, so wäre damit auch ein besserer Antrieb zur Arbeit gegeben. Die Tage lang währenden Orgien, die Verwundungen und Totschläge führen doch einen großen Verlust an Arbeitskräften und allerlei besondere Ausgaben herbei.

Werden die Indianer mit großer Geduld auf diese Weise zu einem Mehr an Arbeitsleistung gebracht, so könnte ihnen verlässbares Land zugetheilt werden. Von dem Ertrag hätten sie zu leben, den Rest nach Abzug des für sie Nöthigen der Hacienda auszuliefern. Dieses System empfiehlt sich deshalb, weil die Maiskolben leicht vom Felde gestohlen werden können und es deshalb schwer ist, Maisbau im Großen zu betreiben. Dann müßte aber auch der Import von Nahrungsmitteln aufhören. Bisher lieferten Mexiko und Kalifornien Mais und Bohnen, Honduras Vieh, Nicaragua Käse und China Reis. Die hohen Kaffeepreise erlaubten diesen Drogen. Heute, bei ihrem Niedergang, muß in Guatemala zunächst alles Das produziert werden, was dort gegessen wird. Nur so kann der Kaffeexport die von Europa und Nordamerika bezogenen Waaren decken und darüber hinaus Erträge geben, die zu einer günstigen Bilanz führen und wieder Silber nach Guatemala bringen, statt des entwertheten Papiergeldes.

Bevor auf diese Weise das Land aus seinen Schwierigkeiten herauskommt, sollten die deutschen Kapitalisten, deren Besitzungen unter den Buchwerth gesunken sind oder die fremde Güter zu hoch beliehen haben, noch die billige Konjunktur ausnützen und möglichst Grund und Boden dazukaufen.

Dann könnten unter dem Druck, den auch die Regierung in dieser Richtung ausübt, die einheimischen Arbeiter zu hörigen Pächtern gemacht und mit dieser Lösung der Arbeiterfrage dem ganzen Staat nützlich werden. Nur so sind die etwa hundertundachtzig Millionen deutschen Kapitals, die dort stecken, zu retten. Freilich wird es Jedem sauer, gutes Geld schlechtem nachzuwerfen, um so mehr, als zu der Reform auch noch eine der Regierung von Guatemala zu gewährende Anleihe gehören würde, um der Papiermühlwirtschaft ein Ende zu machen. Diese verbilligt zwar die Arbeitslöhne, so weit sie nicht in Mais bezahlt werden, ist aber eine ständige wirtschaftliche Gefahr.

Endlich müßte für die Dienste des deutschen Kapitals unser Gesandter, außer der Finanzkontrolle über die Zolleinnahmen, verlangen, daß jedes deutsche Gut Dorfgerichtsamt erhielte, um den Plakereien des ersten besten Alcalde ein Ende zu machen. Auch müßte den Gouverneuren, die sich nach Art der Kellner zu rächen pflegen, wenn sie kein Trinkgeld erhalten, auf die Finger geklopft werden. In musterhafter Weise hat unser Gesandter bisher schon versucht, an die Stelle der Tributzahlungen an Große und Kleine, die vielen ängstlichen Gemüthern, namentlich aus Bremen, immer noch das Wichtigste erscheinen, den Schutz des Deutschen Reiches zu setzen. Denn die schauerhafte Justiz und der dunkelhafte Fremdenhaß der Verwaltung schrecken das Kapital natürlich ab, wenn nicht gerade ein ungewöhnlich hoher Gewinn lockt, wie vor einigen Jahren im Kaffeebau.

Wird aber von den ängstlich gewordenen Gläubigern dem Land auch nicht geholfen, so muß das reiche Guatemala doch einmal aus der durch Geldknappheit und verschleppte Liquidationen verlängerten Krisis herauskommen. Die durch Kreditverweigerung erzwungene Sparsamkeit muß allmählich den Finanzen aufhelfen und Silber ins Land bringen. Dann wird mit der schlechten Valuta zugleich der unerhöht niedrige Arbeitslohn verschwinden.

Die Ordnung der Arbeiterfrage wäre aber vorher anzubahnen. Vielleicht regen diese Zeilen den einen oder anderen der Verwalter von großen deutschen Gütern in Guatemala, die meist eifrige Leser der „Zukunft“ sind, dazu an.

Für unsere Kolonien ergibt sich aus den hier geschilderten Verhältnissen in Guatemala die folgende Nukanwendung: Farbige müssen rechtlose Unmündige unter dem Patronat der Weißen bleiben, genießen aber den umfassenden Schutz des Gesetzes gegen Mißbräuche. Das Land haben sie nur als hörige Pächter inne und Steuern und Pachtshilling können in Arbeitsleistung eingefordert werden.

Christliche Gegner eines solchen „Ausnahmegesetzes“ mögen aber gütigst bedenken, daß der heißgeliebte Neger vor kapitalistischer Weltordnung, individuellem Eigenthum, Ehe und demüthiger Nächstenliebe noch weniger Achtung in praxi beweist als der ob seiner Theorien verwehnte Sozialdemokrat.

Hamburg.

Dr. Hermann Prome.



## Sünderinnen.

**J**uliane (steht an der Staffelei und malt.) Ilse (im Hut und Mantel, stürzt, ohne anzuklopfen, herein.)

Ilse (enttäuscht): Ach! Schon wieder bei der Arbeit! Dich stört man immer, Mädchen.

Juliane (legt Palette und Pinsel bei Seite): Ich höre schon auf. Und ich bin Dir obendrein dankbar, daß Du mich gestört hast. Heute geht es wieder einmal gar nicht.

Ilse (vor dem Bilde): Wieso? Das wird ja prachtvoll! Weißt Du: so ein Stilleben könntest Du mir einmal schenken. Jetzt aber gib mir einen Ruß. Du darfst es heute ohne Scheu thun.

Juliane (küßt sie): Was soll nur Das wieder heißen?

Ilse (steht, die Hände an den Hüften, vor ihr): Rathe mal, von wo ich komme.

Juliane: Von einem Rendez-vous vielleicht...?

Ilse: Pfu! Würde ich dann gesagt haben...? Denn, weißt Du: wenn ich von so Etwas komme, dann sind meine Lippen gerade nicht... Na! um Dich nicht lange hin- und herrathen zu lassen: ich komme von der Beichte.

Juliane (hilft ihr beim Ablegen): So! sind wir also wieder einmal da angelangt! Du hältst wenigstens Ordnung: Eins hübsch nach dem Anderen.

Ilse: Und Du... bist boshaft. (Umarumt sie stürmisch) Nein! Nein! Du bist meine liebste, treueste, ja, einzige Freundin. Niemand meint es so gut mit mir, Niemand ist so nachsichtig gegen mich, weil Niemand mich versteht wie Du...

Juliane (streichelt ihr die Wangen): Was ist da viel zu verstehen? Ich habe Dich lieb und verwöhne Dich ein Bißchen. Wenn man so allein ist wie ich, keinen Mann hat und kein Kind, ist man froh, Jemanden zu haben, dem man gut sein und den man verhätscheln kann. Aber ich bin nicht blind. Ich möchte Dich in mancher Beziehung anders haben.

Ilse: Ich schwöre Dir, daß ich vom heutigen Tage an...

Juliane: Nicht schwören! Du hast noch keinen Schwur gehalten.

Ilse: Das stimmt. Aber ich gebe Dir mein Wort: Das kommt nur so, ... ich weiß selbst nicht, wie, ... doch es kommt eben so, ... gegen meinen Willen... Nun aber laß Dir erzählen.

Juliane: Von Deiner Beichte? (Sie setzen sich.)

Ilse (nickend): Es war fürchterlich.

Juliane: Doch nicht schlimmer als sonst? Du beichtest ja immer das Selbe.

Ilse: Gerade deshalb. Diese ewigen Rücksälle, weiß Du... Man muß sich ja vor dem Priester schämen.

Juliane: Hast Du wieder dem Vater Mag gebeichtet?

Ilse: Gott bewahre! Zu Dem gehe ich nicht mehr.

Juliane: Weshalb denn nicht? Er ist doch so gut?

Ilse: Eben darum laufen Alle zu ihm, . . . ich meine: alle Frauen, die sich in meinem Fall befinden . . . Und Das weiß man bereits; und so ist es wirklich kompromittirend, in seinem Beichtstuhl niederzuknien. Sein Beichtstuhl war auch heute förmlich belagert. Zur österlichen Zeit wollen sie sich ja Alle rein waschen, . . . und Eine sah die Andere an: Also auch Du, meine Liebe? . . . Rein: ich habe mich plötzlich geschämt und bin zu einem Anderen gegangen. Zu Dem gehen sonst nur alte Betschweftern, die nichts — Das heißt: nichts mehr — zu beichten haben . . .

Juliane: Und Der war streng zu Dir?

Ilse: Entsetzlich streng. Ich weiß nicht, was Alles ich habe versprechen müssen, um nur überhaupt die Absolution zu kriegen . . . Der Angkischweiß stand mir schon auf der Stirn! Wie hatte mich der Pater Max so arg gequält. Aber er ist so eine Art Spezialität geworden, wie ein Arzt . . . Und Das ist gönant. Das ist furchtbar gönant, Bianchen! Und dann hatte ich ihm das letzte Mal so hoch und heilig versprochen, nicht noch einmal rückfällig zu werden, . . . und da wäre es mir so überaus peinlich gewesen, abermals mit den alten Sachen kommen zu müssen . . . Verstehst Du Das denn nicht, Bianchen?

Juliane: Ich verstehe noch viel weniger, wie Du an diesen alten Sachen immer wieder Freude haben kannst.

Ilse: Freude? Ich habe ja keine Freude daran. Nicht eine Spur von Freude. Wenn mein Mann von Anbeginn unserer Ehe anders gewesen wäre . . .

Juliane: Ilse, Du hast eben erst gebeichtet. Ist Das der richtige Augenblick, um Andere anzuklagen?

Ilse (steht auf): Wenn Du glaubst, daß ich meinen Mann bei der Beichte geschont habe . . . ! Aber Kurt ist ja meine einzige Entschuldigung! Wie hat er mich denn behandelt? Wie ein liebliches Spielzeug, mit dem man tändelt und das man gleichgiltig bei Seite legt, wenn man des Spielens und Tändelns überdrüssig geworden ist! Und betrogen hat er mich ja auch, . . . ganz frech, weil er mich für dumm hielt und für blind und für unwissend . . . Ich habe mich genug gehärmt und gekränkt, habe genug geweint! Denn ich habe ihn geliebt! (Bricht in Thränen aus) Keinen so wie ihn!

Juliane: Und dennoch — ?

Ilse (heftig): Ja, dennoch. Oder vielmehr eben darum. Ich kann nun einmal nicht leben, ohne geliebt, verzärtelt und umworden zu werden . . . Und so ein Ehemann! Ach, sie sind schrecklich, die Ehemänner. Ist Einer ein Uebel, so bleibt er Einem natürlich treu; und man verlangt doch gar nicht danach . . . Und ist er liebenswürdig, dann läuft er anderen Weibern nach oder sie ihn, . . . was auf Eins herauskommt. Na, und dann kränkt man sich halb zu Tode . . . und dann wird man so trostbedürftig, so innerlich wund . . . und dann geschieht es eben! Nicht Jede ist eine Heilige wie Du.

Juliane: Ich bin keine Heilige. Wir bieten nur solche Männer, wie die, an die Du Dich weggeworfen hast, keinen Trost. Wars Einer werth? Sag' selbst. Was warst Du ihnen?

Ilse (kleinlaut): Nicht viel. Aber sie waren mir ja auch nicht viel. Ich habe mich an Kurt rächen wollen: wie Du mir, so ich Dir. Und dann . . . ist es mir zur Gewohnheit geworden. Wenn Kurt mich vernachlässigt — und

er vernachlässigt mich ja fast immer —, ward ich innerlich wund und trostbedürftig und sah mich nach einem Tröster um . . . und nahm eben, was sich fand. Besser als nichts waren sie doch!

Juliane: Und nach einer gewissen Zeit kam Dir regelmäßig das Bedürfnis, zu beichten und zu versprechen: Ich werde es nicht wieder thun.

Ilse: Ja, Bianchen. Die Sache ist ja nicht sonderlich amüsant . . . Und wenn Kurt wieder nett ist zu mir, finde ich sie einfach gräßlich.

Juliane: Er ist also jetzt wieder nett zu Dir?

Ilse (setzt sich zu ihr, verschämt): Ja. Seit vorgestern. Wenn er es nur bliebe! Denn unter uns gesagt: ich könnte mich gleich wieder in ihn verlieben. Doch wenn er aufs Neue abschwenkt und wieder einem seiner ellen Frauenzimmer nachläuft . . . stehe ich für nichts ein.

Juliane: Trotz der Beichte?

Ilse: Ich bin nun einmal so. Ich kann ohne Liebe nicht leben. Ja, wenn ich wäre wie Du! (Juliane schweigt.) Und Du hast außerdem Deine Kunst.

Juliane: Ja, ich habe meine Kunst, bin sogar berühmt, wie man es nennt . . .

Ilse (sieht sie an): Wie sonderbar Du Das gesagt hast! Bist Du denn nicht zufrieden? (Juliane schüttelt den Kopf.) Was fehlt Dir denn? Drückt Dich Etwas?

Juliane (kurz): Ja.

Ilse (umsieht sie): Du gehst nie zur Beichte. Und glaube mir: Das erleichtert. Wenigstens für kurze Zeit. Und Eine wie Du hält ja auch, was sie verspricht. Du hast die Kraft dazu, bist nicht so ein armes, schwaches Ding wie ich . . . Warum gehst Du nicht beichten?

Juliane: Weil es so Manches giebt, von dem uns kein Priester losprechen kann.

Ilse: Aber, Du lieber Gott, was kannst Du denn so Entsetzliches begangen haben?

Juliane: Ich habe nichts begangen. Doch siehst Du: jede Sünde, auch die schwerste, kann beweint, bereut und vergeben werden. Aber nicht gesündigt haben und es bereuen, . . . davon kann uns kein Priester erlösen.

Ilse: Das verstehe ich nicht.

Juliane: Ich bin eine Sünderin wie Du, Ilse. Denn mich martert eine Sünde, die ich nicht begangen habe.

Ilse: Ja, warum hast Du sie nicht . . .?

Juliane: Ja, warum habe ich nicht! Weißt Du, daß es Menschen giebt, die nur einmal lieben können?

Ilse: Rein. Ich, wenigstens . . .

Juliane: Ihr seid die Glücklicheren. Ich habe nur einmal lieben können.

Ilse (zögernd): Na, . . . und er? Hat er Dich denn nicht geliebt?

Juliane (tonlos): Er hat mich geliebt.

Ilse: Nun also!

Juliane: Aber es waren Hindernisse da. Wir Beide waren so dumme, rechtschaffene Menschen, die über gewisse Dinge . . . (Wendet sich ihr zu) Stelle Dir einen braven, guten, tüchtigen Menschen vor, der eine Frau hat und drei

Kinder, die er liebt . . . Und die Frau ist kränklich, weil sie ihm Kinder geboren hat, hängt an ihm, hat ihn so nöthig zu ihrem Leben wie ihren Herzschlag . . . Und die Kinder sind lieb, gut, zärtlich, beten Vater und Mutter an . . . Und Du sollst nun zwischen diese Menschen treten und sie von einander reißen? Du sollst der Kranken ihre Stütze, ihren Herzschlag nehmen, sollst den Kindern das Bild des Vaters zerstören für immer . . .? Hättest Du Das übers Herz gebracht?

Ilse (hängt an ihrem Halse): Nein!

Juliane: Er wäre mir gefolgt. Hätte Frau und Kinder verlassen, meinerwegen. Ich hatte es ja so leicht. Wie konnte die Kranke mit mir kämpfen, die ich jung war und gesund und Begehren erweckte, während ein Mann für sie nur noch Mitleid zu empfinden vermochte? Es wäre zu leicht gewesen! Und ich kann gegen Schwache nicht kämpfen . . . Auch wäre es kein Glück gewesen. Er wäre nie darüber hinweggekommen, hätte mich vielleicht bald gehaßt . . . Und so bin ich von ihm gegangen. Ich war vor die Wahl gestellt: entweder gehen wir Beide zu Grunde oder ich allein. Man opfert sich so leicht in der Jugend! Und ich habe es gethan.

Ilse: Hast Du . . . nie wieder von ihm gehört?

Juliane (still): Doch. Durch Dritte, heißt Das. Für Halbheiten bin ich nicht. Wenn Etwas zu Ende sein soll, dann soll es ganz zu Ende sein. Es geht ihm gut, seine Kinder machen ihm Freude und seine Frau lebt und kränkelt noch immer. Aber seine Kinder sind sein Glück. Er ist nicht so ganz verarmt wie ich!

Ilse (bekommen): Ja, liebst Du ihn denn noch . . .?

Juliane: Ich weiß es nicht. Aber sie martert mich wohl, diese Liebe, die sich nicht hat ausleben dürfen. . . Mir ist, als wenn mich Wespenstich verfolgt. Ihr, Ihr Glücklicheren, bereut die Küsse, die Ihr gegeben und genommen, die Worte, die Ihr gesprochen habt. Ich aber bereue die Küsse, die ich nicht gegeben, und die tausend zärtlichen Worte, die ungesprochen bleiben mußten. . . Ich hätte so zärtlich sein, so innig lieben können! Und Alles ist verborrt in mir und hat nicht gebüßt. Kleine Ilse: davon erlöst kein Priesterwort und spricht kein Priester frei. Für diese Reue giebt es kein *To absolvo*. Vielleicht bin ich eine schlimmere Sünderin als Du. . . Ich kann mich nicht niederwerfen vor Gott und sagen: Vater, ich habe gesündigt! Ich kann nur fragen: Warum bist Du so grausam gegen mich gewesen?

Ilse: Vianchen, um Gottes willen! So Etwas darf man nicht sagen! Das ist ja eine fürchterliche Sünde!

Juliane (lächelt und nimmt sie bei der Hand): Ja, Sünderinnen Du und ich. . . Aber Du verstehst Dich besser auf den Herrgott als ich und kriegst ihn herum, wie man sagt. . . Und nun wollen wir Thee trinken und vergnügt sein.

Ilse (heiter): Ja! Nur keine Traurigkeit, Vianchen, und nichts schwer nehmen. Das macht alt und häßlich. Und ich, weißt Du, möchte noch Vielen, Vielen gefallen. . .

Emil Marriot.





## Selbstanzeigen.

**Gustav Wasa.** Schauspiel in fünf Akten von August Strindberg. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1900.

August Strindberg hat gegen sein fünfzigstes Jahr eine Krisis durchgemacht, die ihn zu einer gewissen konfessionlosen Religion geführt hat, deren fester Punkt ein persönlicher Gott ist. Er hat in „Inferno“ und „Legenden“ diese Krisis geschildert, in vier Dramen, „Nach Damaskus“ und „Vor höherer Instanz“, „Advent“ und „Rausch“, ihren Stimmungsgehalt verarbeitet. Dann hat er in dem eigenen Glauben an den persönlichen Gott den rechten Standpunkt gefunden, von dem aus er die Könige seiner schwedischen Heimath dramatisch darstellen konnte. Das hatte er schon lange geplant. Nur die griechischen Dramatiker und Shakespeare haben eine solche Aufgabe gelöst. Es wird Sache der Kritik sein, zu beurtheilen, wie weit Strindberg sie lösen wird. Seinen Gustav Wasa stellt Strindberg ganz unmittelbar zwischen Gott und Volk und schürt und löst den dramatischen Konflikt durch eben diese Stellung. Im Uebrigen sei ihm, dem Charakter einer Selbstanzeige gemäß, selbst das Wort gegeben. Einem Freunde hat er gesagt: „Ich hatte zwei Wege, Gustav Wasa für die Bühne zu schildern. Entweder ihn von Anfang und bis zum Ende zu nehmen, legendenartig, mit allen Abenteuern, ähnlich wie jenes Schattenspiel, das wir in unserer Jugend sahen; oder ihn intim zu zeichnen, mit Familieninterieur und Vergleichen, ihn ohne die verschönernde Beleuchtung der Sage zu geben, wie er ging und stand im Leben, mit Fehlern und Schwächen, aber gleichwohl ein Wundermann Gottes, was sogar Meister Olof einräumen muß, als er es ihm am Schlimmsten zu hören giebt. Ich wählte die zweite Art. Nun kommt er ja nicht vor dem dritten Akt auf die Bühne, aber er erfüllt auch die beiden vorhergehenden mit seiner starken Persönlichkeit, so daß, wenn er schließlich hervortritt, er bereits bekannt und erwartet ist.“ Die Bühnenprobe hat das Drama in Stockholm bereits glänzend bestanden. Ueber die Aufführung schreibt Strindberg dem Unterzeichneten: „Gustav Wasa‘ ist im szenischen Arrangement mit das Schönste, was ich gesehen habe. Wirkliche Gemälde! Unser großer Hillberg giebt Gustav Wasa so, daß ich, der Verfasser, bis zu dem Grade illudirt wurde, daß ich mitunter Wasa selbst zu sehen glaubte! Und schauderte!“

Emil Schering.



**Ruspilli.** Roman. Vinz, Wien, Leipzig 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Der Verfasser sieht es als sein gutes Recht an, Menschen und Charaktere darzustellen, die nicht aus einer gesunden Weiterentwicklung ihrer Psyche und ihres Körpers entstanden, sondern ein Produkt des Verfalls und einer tief eingewurzelten Neurose sind. Er versucht auch hier, den neurosen, wirklichen Idealisten in Gegensatz zu dem Alltagsmenschen zu stellen, bei dem die großen Tüde zu Mäßen und Fragen werden. Der Verfasser will nicht nur ein Krankheitsbild

entwerfen; das Bild soll auch psychologisch verständlich sein. Die Darstellung abnormer Zustände scheint eben nur so lange künstlerisch möglich, wie es noch möglich ist, die Seele künstlerisch zu erfassen und zum Leben umzubilden. Der Autor verwahrt sich gegen den Vorwurf, irgendwie die Philosophien Schopenhauers, Stirners oder Nietzsches zu Gunsten der Hauptperson ins Treffen geführt zu haben. Wo philosophiert wird, geschieht es lediglich von einem krankhaften Gehirn, das eben krankhaft weiterarbeitet und daher naturgemäß zu anderen Resultaten gelangt als der ruhige, klare Denker. Noch ein Wort über das Verhältnis des ersten Theiles zum zweiten. Der erste Theil giebt nur die lyrische Disposition zu dem epischen, zweiten Theil, der erst die eigentliche Handlung, hier Entwicklung, zu schildern versucht.

Wien.

Arnold Hagenauer.



### Wiener Bummelgeschichten. Wiener Verlag 1900.

Der Kern und das Wesen dieser Novellen sind lyrische Stimmungen, die die Schönheit unserer Stadt geschaffen hat. Das ist das wahrhaft Selbsterlebte an ihnen, nicht die Liebesabenteuer des „jungen Lebemanns“. Ebi, ihr Held, ist kein „Lebemann“, er ist eine tief innerliche, romantische Natur, deren Seele ausgefüllt ist von der ästhetischen Bewunderung Wiens. Der Autor hat diesen Ebi und seine vielen Mädel erfunden, um den lyrischen Landschaftsstimmungen, die allein als künstlerisches Protoplasma in ihm entstanden waren, ein Relief zu geben. Ebi und seine Mädel sind keine realen Menschen. Sie sind weder der Wirklichkeit noch der Natur des Autors abgelauft. Sie sind Symbole für die eigenartige, herrliche Schönheit Wiens, die so Viele empfunden haben und die Niemand noch voll ausgedrückt hat. Real sind in diesen Geschichten nur die Gefühle für die bezaubernde Stadt; man könnte sie „architektonische Lyrik“ nennen. Ebi besingt seine einzige Liebe in allen Rhythmen einer trunkenen Seele. Er kann keinem Mädchen treu bleiben, denn die Geliebte Wien füllt sein Herz aus... Man spricht jetzt so viel von Heimathkunst. Vielleicht sind diese Geschichten ein Anfang zu einer wiener Heimathkunst.

Wien.

Max Resser.



### Reiseplanmacher mit Tageeinteilung für Südbayern, Oesterreich (Alpen), Schweiz, Oberitalien. Amthors Verlag. Leipzig.

Der „Reiseplanmacher“ dürfte berufen sein, eine vollständige Neuerung auf dem Gebiet des Reisebücherverwesens herbeizuführen. Abgesehen davon, daß er vor der Reise schnell den Plan machen hilft, zählt er nicht nur die Sehenswürdigkeiten auf, sondern — und Das ist der neue Gedanke — ordnet den vorhandenen Stoff für die einzelnen Standorte zu genauen Tagesplänen. Nebenbei strebt unser Buch auf dem Gebiet des Reiseverkehrs die von vielen Seiten lebhaft gewünschte Sprachreinigung an. Wir geben hier ein Buch für „Touristen“, in dem das Wort „Tour“ mit seinen Ableitungen überhaupt nicht vorkommt; wir weisen Gasthöfe, Gastheime und Wirthshäuser an, statt Hotels, Pensionen

und Restaurationen, und halten zum Beispiel den Gebrauch des Wortes *Quai* statt der deutschen Worte *Staden* und *Uferweg* für eine unnütze Belastung unserer Sprache. Die deutschen Reisebücher könnten und sollten mehr als bisher sprachreinigend wirken und den Wirthen dadurch ein Vorbild geben: dann würden allmählich die lächerlichen *Menus*, *Table d'hotes* u. s. w. verschwinden.

Wiesbaden.

Wilhelm Ueberhorst.



Stechbriefe, erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul. Schuster & Köfler. 3 Mark.

Zu Allgemeinen herrscht der freundliche Brauch, daß junge Literaten ihre Erstlinge den Muses in Gestalt von lyrischen Blumensträußen opfern. Selbst Leute, die sich später als ganz unlyrisch erwiesen, haben so begonnen. Da mag es wohl auffällig erscheinen, wenn Einer, statt lyrischer Weiden, Tulpen und Narzissen, ein satirisches Distelbündel auf den Altar der göttlichen Kuen niederlegt: eine so unfreundliche Brauchwidrigkeit muß erklärt werden. Sind diese dreißig literarischen Karikaturen (auf Altenberg, Bahr, Bierbaum, Busse, Conrad, Dahn, Dauthendey, Dehmel, Evers, Falke, George, Greif, Halbe, Hart, Hartleben, Hauptmann, Heyse, Hille, Hofmannsthal, Holz, Villenron, Maday, Panizza, Przybyzjewski, Scheerbar, Schlaf, Sudermann, Wedekind, Wildenbruch, Wolzogen) Produkte einer boshaften oder einer liebenden Seele? Will der junge Mann, der sie gezeichnet hat, Abscheu im Publikum erregen oder die heißgeliebten dreißig Modelle bessern und bekehren? Er gesteht hiermit ohne Weiteres ein, daß weder Liebe noch Haß seine Feder geführt hat, sondern ganz einfach die Lust am Karikiren. Ist Das nicht abscheulich? Moralisch genommen: Ja. Es ist sehr häßlich von mir, dreißig deutsche Dichter zu Fragen zu machen, bloß, weil es mir Spaß macht. Aber am Ende kommt es nicht auf die Abscheulichkeit meines Charakters, sondern darauf an, ob die Karikatur überhaupt eine künstlerisch berechtigte Gattung, sich auszudrücken, ist oder nicht, und darauf, ob meine Karikaturen was taugen. Darüber zu urtheilen, steht mir nicht zu; aber die Berechtigung der Karikatur, auch der literarischen, möchte ich behaupten. Ich halte sie für eine künstlerische Arbeit der Kritik und sie scheint mir in einer Zeit wie der unseren nicht übel am Plage, wo jedes noch so beschränkte Talent sofort seine Panegyriker findet. In einer Zeit, in der sich Kritiker nicht unmöglich machen, die Gerhart Hauptmann mit Shakespeare und Goethe vergleichen, in der Stefan George „der“ Dyrker unserer Zeit genannt werden kann, in der ein deutscher Literaturprofessor Karl Busse apostrophirt: *Ave Caesar, morituri te salutant*, — in einer solchen Zeit mag eine literarische Karikatur wohl als nothwendiges Gegengewicht nicht unwillkommen sein, wenigstens bei denen, die das Gefühl für Distanz noch nicht völlig verloren haben. Neben den von mir geschriebenen enthält das Werkchen von Bruno Paul gezeichnete Karikaturen. Ueber sie wird das Urtheil sicher nur günstig lauten.

Martin Möbius.



## Flotte und Börse.

**A**n der Börse fand die Flottenvorlage ihre eifrigsten Freunde; nun soll ein Theil der Flottenkosten durch die Erhöhung der Börsensteuer gedeckt werden. Eine Börsensteuer ist populär; Regierungen und Parteien ist sie ein willkommenes Aßer, denn sie kostet Den nichts, der ihn austreut, und das gute Volk freut sich der fetten Speise. Weiß es auch, was bei dem seit der Einführung des Börsengesetzes auf den wichtigsten Geld- und Productenmärkten obwaltenden Verhältnissen eine Vertheuerung der Umsätze in Werthpapieren — wenigstens in der von der Flottenkommission des Reichstages vorgeschlagenen Weise — zu bedeuten hat? Nein. Das Volk hat keine Ahnung, welchen Streich die von ihm erwählten Vertreter begehren, wenn sie der Börse noch größere Nationen Blut als bisher schon abzupfen. Es ist bezeichnend, daß in den Kommissionirungen des Reichstages als Typus des Börsianers der Makler hingestellt wurde, der in manchen Jahren bis zu hunderttausend Mark verdient. Ja, wenn der Mann tüchtig genug ist: warum sollte gerade er einen so hohen Jahresverdienst von der Hand weisen, der vielen Andern winkt, obgleich sie sich weniger plagen, mit geringerer Intelligenz ihr Amt wahrnehmen und sich weniger schnell im Beruf aufreiben? Wer das schwierige Geschäft des soliden Börsenmaklers kennt, zumal des Maklers, dem nicht das vielumstrittene Gewand der nur durch „Beziehungen“ erreichbaren Vereidigten- und Staatsbeamtenstellung eine besondere Weihe verleiht, Der weiß, wie ärmlich der Verdienst ist, wie schwer der Handel seinen Mann nährt. Stürzt sich dagegen der Makler in die Spekulation und verläßt er den festen Boden der bloßen Vermittelung, so ist er um nichts besser und nichts schlechter als jeder Andere, welcher Art sein Beruf auch sei, der rasch zu Reichthümern gelangen will, die Börse als das Sprungbrett dazu betrachtet und eben so oft ungewöhnliche Verluste wie ungewöhnliche Gewinne davonträgt. Ich habe schon einmal die heterogene Gesellschaft, in deren Namen „die Börse“ verurtheilt wird, gekennzeichnet. In jenen Tagen, da noch nicht Börsen- und Börsenstempelgesetz auf der Burgstraße lasteten, trieben kleine und große Bankiers und Banken, kleine und große Makler ein im Allgemeinen — falls es nämlich mit der nöthigen Klugheit gehandhabt wurde — recht einträgliches Gewerbe. Der Kaufmann, der Beamte, auch mancher Handwerker hatte „seinen Bankier“, in dessen Hand er vertrauensvoll seine Wünsche nach Anschaffung von Werthpapieren oder auch seine Spielgelder legte. Der Bankier war der Berather der Kunden; denn man durfte noch von Kundschaft in einem heute fast veralteten Sinne sprechen. An der Börse wurden die nach den wohlterwogenen Vorschlägen des Bankiers abgeänderten Aufträge durch dessen berliner, frankfurter, hamburger oder münchener Bankverbindung ausgeführt; man lebte und ließ leben. Der Vertrauensbruch einiger Hallunken, die Depots der Kunden im eigenen Interesse verwaunten, führte in der gesammten Bevölkerung eine wahre Panik herbei: viele Depots wurden zurückgefordert und das Privatpublikum versuchte, fortan ohne den Rath der Bankiers an der Börse Gewinne zu machen. Beide Theile waren dadurch gestraft: die Einen, weil ihr Geschäft verborben war, die Andern, weil ihre Unbeholfenheit ihnen Schaden brachte. Die Pflicht einer verständigen Regierung wäre es gewesen, kraft ihrer Autorität die Bevölkerung zu besänftigen

und darüber aufzuklären, daß nicht plötzlich „Bankier“ und „Schwindler“ gleichbedeutende Begriffe geworden seien, daß nach wie vor die deutschen Finanzmänner Zutrauen verdienen und daß räubige Schafe in jedem Stall zu finden sind. Das hätte Muth, Festigkeit und Wohlwollen erfordert. Dieser Tugenden durfte sich die Regierung aber nicht rühmen. Sie gab dem Willen der Menge nach, statt ihn niederzuhalten, veranstaltete die berühmte Börsenquete und schuf das Börsengesetz. Die Wirkung ist bekannt. Das Geschäft des kleinen Bankiers und Maklers wurde gesetzlich ruiniert. Der Verkehr fiel den Riesenbanken zu, die allmählich aus Konkurrenzrücksichten die Provisionssätze auf ein Mindestmaß herabsetzten. Trotzdem fuhr das Publikum nicht besser als früher. Die Umsätze wurden durch das Gesetz vertheuert, dadurch auch erschwert und verhältnismäßig eingeschränkt; der Gewinn wurde von der Reichskasse eingestrichen. Da kam der „wirtschaftliche Aufschwung“. Alles drängte an die Börse und hoffte, hier Sahne abschöpfen zu können. Der kleine Bankier war vielfach schon ausgesaltet und die Bank hatte kein persönliches Interesse für die Leute, die ihr Aufträge erteilten; sie waren ihr Nummern. Ein wildes Spiel, gefährlicher als je vorher, begann, denn der Rahmen, in dem es sich bewegte, war enger gespannt, das Risiko dadurch gewachsen; die ausgleichende Kraft des Terminhandels, die den Börsenorganismus vor Erschütterungen bewahrt hatte, fehlte. Im Etatsjahr 1894/95 stieg der Ertrag der Umsatzsteuer, deren Satz verdoppelt war, dank der Zaubergewalt des industriellen Frühlings von 8 auf 16 Millionen Mark, sank dann aber, trotz der unerhörten Vermehrung der Börsenpapiere und der glänzenden Wirtschaftslage, bis zum Jahr 1898/99 auf 13½ Millionen und konnte sich auch im letzten Jahr nur auf 15 Millionen Mark heben. Welchen Gang hätte die Entwicklung der Börsensteuer genommen, wenn das Geschäft des inländischen Marktes geringeren Gewinn gebracht hätte!

Der Konjunktur ist jetzt die Hauptkraft genommen, wenn es auch noch eine Weile währen mag, bis völlige Ermattung eintritt. Jedenfalls ist die Widerstandsfähigkeit der Börse schon gebrochen. Nun soll die Umsatzsteuer abermals erhöht werden, obgleich der Organismus, der sie zu leisten hat, krank geworden ist. Die große Bank hat die Macht, die Mehrkosten auf die Kundschaft abzuwälzen. Eine in beträchtlichem Umfang betriebene Spekulation wird durch die Höhe der Belastung ebenfalls nicht gestört; wenn nämlich der geplante Schatzzug gelingt, bedeutet der Stempelbetrag eine Vappalie, und schlägt er fehl, so kommt es auf die Unkosten auch nicht an. Die sich in bescheidenen Grenzen haltende kleine Tagespekulation aber, die heute die Hauptnahrung des Bankiers ist, wird unmöglich, sobald die Umsatzsteuer die von der Reichstagskommission gewünschte Höhe erreicht. Bei vielen Werthen würde sie sich nämlich höher stellen als die Summe der Maklergebühr und der Provision des Bankiers, der das mit jedem Börsengeschäft verbundene Risiko zu tragen hat. Denn die Steuer wird nach dem Kurswerth berechnet, der den Nominalbetrag oft um Hunderte von Prozenten übersteigt, die Courtage dagegen nur vom Nominalwerth erhoben. Das ganze Prinzip der Umsatzsteuer ist verwerflich, denn sie trifft nicht nur den Gewinnbetrag, sondern den gesammten Werth des Objectes. Das Provisionsgeschäft ist das einzige, das unter der Herrschaft des Börsengesetzes den kleinen und mittleren Privatbankiers noch geblieben war. Sie werden jetzt auch von dieser Stätte

getrieben und müssen sie den Banken räumen. Es vollzieht sich also die leidige Entwicklung, daß die Großen mächtiger und selbstherrlicher, die Schwachen aber völlig unterdrückt werden. So wird bei uns „Mittelstandspolitik“ getrieben. Die vom Felde ihrer früheren Thätigkeit vertriebenen Leute wollen doch aber auch leben. Sie werden, da sie auf ihre alten Tage nicht einen neuen Beruf ergreifen können, durch das Steuergesetz förmlich gezwungen, einen ungesetzlichen Weg zu beschreiten und verbotene Geschäfte auszuführen. Diesem gefährlichen Drang nachzugeben, verbietet ihnen hoffentlich ihr Rechtsgefühl und ihr Charakter. In den Dienst des Großbankenthumes zu treten, ist ihnen nicht möglich. Denn da auch die Emissionsteuer beträchtlich erhöht und die Vertheuerung dem Publikum das Börsengeschäft zum Theil verleiden wird, schrumpft auch das Geschäft der Banken zusammen und ihr Personal wird vermindert werden. Außerdem würde es für einen selbständigen Unternehmer eine soziale und moralische, nicht nur wirtschaftliche Schädigung bedeuten, wenn er zum Range des Angestellten herabsinken müßte. Es bleibt dem verwaisten Bankier fast nur übrig, sich dem ausländischen Börsenverkehr zuzuwenden, der der Kontrolle und Besteuerung des Deutschen Reiches entrückt ist. Das ist nicht unbedenklich; denn die fremden Börsenplätze, deren Zulassungsbedingungen milder sind, führen im Allgemeinen weniger solide Papiere als unsere. Das Publikum ist aber geneigt, dem Bankier an die pariser, brüsseler, londoner oder new-yorker Börse zu folgen, weil es dort billiger fortkommt als in Berlin oder in Frankfurt. Dadurch wird das deutsche Geld nach dem Ausland verschleppt und auch dort nicht annähernd so sicher wie in Deutschland angelegt. Daß dem Steuerfiskus auf diese Weise ein Schnippchen geschlagen wird, ist noch das geringste Uebel; schwerer wiegt der Verlust an Rationalvermögen. Nach alter Erfahrung werden an den ausländischen Börsen meist Minenaktien und sonstige egotische Werthe gekauft, weil sie den größten Gewinn versprechen; das höhere Risiko wird dabei nicht beachtet. Durch diese Auswanderung des Geldes wird auch den deutschen Staaten und Städten das Kapital für die Aufnahme ihrer Anleihen entzogen und sie werden, falls sie nicht übertrieben günstige Bedingungen stellen, in ihrer höheren Aufwendungen erfordernden Entwicklung gehemmt. Natürlich vermindert sich auch die Steuerkraft und sonstige Leistungsfähigkeit der Mäcker und Bankiers. Der Börsianer ist gewöhnt, sich als „noblen Mann“ zu geben. Er ist Förderer des Theaters, der Malerei und der Bildhauerkunst, er kauft Bücher und hält sich Zeitschriften, er unterstützt und erhält die Bazare, er ist stets bereit, den Beutel zu öffnen, um die Noth in allen Formen zu lindern. Gewiß giebt es daneben auch manchen hartherzigen, brutalen und ungebildeten Gesellen. In ihrer Gesamtheit ist den Börsenkauleuten aber eine gewisse Noblesse eigen. Mit dieser Tugend hat es ein Ende, wenn den Leuten das Geschäft weiter eingeschnürt oder ganz genommen wird. Alte Verpflichtungen lassen sich aber nicht über Nacht lösen. Schon unter der Wirkung des Börsengesetzes sind viele Existenzen zusammengebrochen. Um sie wieder aufzurichten oder zu stützen, wurden große Fonds aufgebracht und aufgebraucht. Oeffentlich spricht man freilich nicht davon, welche Summen solchem Zweck alljährlich „unter der Hand“ geopfert werden. Aber die Eingeweihten wissen Bescheid.

Ueber die Gründe, die zur abermaligen Steuerbelastung der Börse führen sollen, muß ich schweigen. Innere Gründe sind eben nicht erfindlich; der äußere

Grund, daß eine Börsensteuer populär sei, ist traurig genug. Jedenfalls hat die Börse nichts verbrochen, was solche Maßregelung rechtfertigen könnte. Beabsichtigen unsere Reichsweisen vielleicht, die Börse überhaupt totzuschlagen, um das Börsenspiel zu verhindern? Die Spekulation könnte dadurch nicht aus der Welt geschafft werden; sie würde an anderer Stelle und in anderer, gefährlicherer Form fortgesetzt werden. Die Unkenntniß der Börsenverhältnisse, die in der Reichstagskommission zu Tage trat, macht allerdings die widersinnigsten Anträge begreiflich. Die Regierung versagte. Nur Eugen Richter zeigte sich der Situation gewachsen; sein kalter Muth war aber vergeblich: er wurde niedergestimmt. Und wir werden das Schauspiel erleben, wie ein beträchtlicher Theil der Kosten für eine Wehrverfesterung, die vom ganzen Volk zu tragen wären, auf einen einzelnen Stand abgewälzt wird.

Lyneus.



## Der Kampf um die Nießsche-Ausgabe.

Herr Gustav Raumann wünscht die Aufnahme der folgenden Erklärung:

In der „Zukunft“ vom einundzwanzigsten April 1900 behauptet Frau Förster-Nießsche, der Unterzeichnete habe ihr im Herbst 1896 die Herstellung eines Registerbandes zu Nießsches Werken angeboten, sei aber von ihr abgewiesen und dadurch zu den späteren Angriffen gegen sie veranlaßt worden. Sie schreibt: „Ich empfand dies Anerbieten damals als eine lächerliche Anmaßung“. Frau Förster-Nießsche sollte wissen, daß sie jenes Anerbieten nie abgelehnt, sondern mit Dank angenommen hat; zum Beweise, daß sie sogar noch nach Ausbruch des Konfliktes auf Erhalt der Arbeit rechnete, diene folgendes Citat aus einem Briefe der Frau Förster-Nießsche an Frau Geheimrath Selzer, datirt Weimar, sechsten bis achten Dezember 1896: „In den fünfviertel Jahr[en] nach dem Erscheinen der Umwertung soll Dein Schwiegersohn dann noch die philosophischen“ (Schreibfehler für philologischen) „Schriften meines Bruders und den Registerband herausgeben. Beides macht sehr wenig Arbeit, da Gustav Raumann schon jetzt am Register arbeiten will“. Die Gründe, aus denen die Herstellung des Registerbandes thatsächlich unterblieb, hat der Unterzeichnete bereits im Wortwort zum zweiten Theil seines Zarathustra-Kommentares angedeutet.

Gustav Raumann.

Darauf antwortet Frau Förster-Nießsche:

Herr Dr. Kogel theilte mir auf Grund einer persönlichen Besprechung im November 1896 mit, daß Herr Gustav Raumann den Registerband machen wolle. Das lehnte ich entschieden ab und fügte über diese Anmaßung einige spöttische Bemerkungen hinzu, denen Herr Dr. Kogel zustimmte. Er erklärte mir aber, daß es eine große Entlastung für ihn sein würde, wenn Jemand das Namens- und Sachregister aus den Werken meines Bruders herauszöge; dazu sei ja eine gründliche wissenschaftliche Bildung nicht unbedingt nötig. Natürlich mache er den Registerband selbst und er werde schon dafür sorgen, daß „keine Dummheiten“ hineinkämen; er würde ja auch dafür verantwortlich sein. Ich antwortete, daß ich zwar gegen diesen Vorschlag sei, ihm aber die ganze Ange-

legenheit überlassen wolle. Auf dieses Arrangement bezieht sich die vom Herrn Gustav Raumann aus meinem Brief angeführte Stelle. Dr. Koegel, dem es passen mochte, sich ohne Einbuße an Ruhm die Arbeit zu erleichtern, wag also den Vorschlag des Herrn Gustav Raumann mit Dank angenommen haben; ich habe es nicht gethan. Ich fügte mich widerwillig, aber höflich in Dr. Koegels Vorschläge, wie ich es damals immer that. Von einer Persönlichkeit, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keinen Grund habe, wurde mir dann gesagt, die Gehässigkeit, die Herr Gustav Raumann in dem späteren Konflikt gegen mich zeigte, sei dadurch zu erklären, daß man ihm mein geringschätzbares Urtheil über seine Leistungsfähigkeit mitgetheilt habe. Zum Beweis, daß mir Herr Gustav Raumanns Mitarbeit aufgedrungen werden sollte, führe ich an, daß unter den Bedingungen, die von mir durch Bedrohung mit Duell, Angriffen in Wort und Schrift erzwungen werden sollten, auch die folgende war: „Dem gegenüber verpflichtet sich Frau Dr. Förster für sich und ihre etwaigen Rechtsnachfolger, bei Einhaltung der obigen Termine Herrn Dr. Koegel zu gewährleisten, daß er die Gesamtausgabe unter den in dem Vertrag fixirten Modalitäten allein zu Ende führt; es sei denn, daß er selbst für einzelne Partien die Heranziehung eines anderen Bearbeiters beantragen sollte.“ Da nun Herr Dr. Koegel die Zuziehung jedes anderen Herausgebers oder einer wissenschaftlichen Autorität unmöglich zu machen gesucht hatte, so fragte ich höchst überrascht am achten Februar 1897 Herrn Konstantin Georg Raumann, den Chef der Firma, wer denn dieser vom Dr. Koegel in Aussicht genommene Mitarbeiter sein sollte. Er antwortete: „Mein Neffe Gustav.“ Hätte ich die Mitarbeit des Herrn Gustav Raumann mit Dank angenommen, so wäre der ganze Passus, der mich dazu zwingen sollte, unnötig gewesen. Hinzufügen muß ich noch, daß ich im Dezember 1896 annahm, an dem Register sei nicht mehr viel zu arbeiten, da Herr Dr. Koegel behauptete, er habe in den drei Monaten Januar, Februar, März 1896 — während er im Reichs-Archiv angestellt war, aber in Italien weilte — schon daran gearbeitet und „alles Prinzipielle“ festgestellt. Nach seinem Scheiden aus dem Reichs-Archiv war von solcher Arbeit keine Zeile zu finden. Der Brief an Frau Geheimrath Gelzer ist vor dem Ausbruch des Konfliktes geschrieben, zu einer Zeit, wo ich noch nicht ahnte, daß mein Wunsch, einen zweiten Herausgeber hinzuzuziehen, einen solchen Konflikt hervorrufen könnte. Dr. Koegel war bis dahin ohne Kontrakt am Reichs-Archiv angestellt und ich hielt es für meine Pflicht, ihm nun einen Vertrag anzubieten, der seine Zukunft besser sichern könnte. Ich war leidend und wollte für den Fall meines Ablebens meinen Rechtsnachfolgern gewisse Verpflichtungen gegen Dr. Koegel auferlegen, für den ich damals das größte Wohlwollen hegte. Der vom Herrn Gustav Raumann citirte Brief enthielt nun einen Kontraktvorschlag, der in jeder Beziehung, selbst in der Frage des Registerbandes, Dr. Koegels Wünschen, so weit es mir möglich war, entgegen kam, damit er dem von mir gewünschten zweiten wissenschaftlichen Herausgeber keine Schwierigkeiten mache. Dieser Brief zeigte Herrn Dr. Koegel, wie fest ich auf meinem Wunsch bestand, wieder, wie früher, einen zweiten Herausgeber anzustellen; und von da an begannen die Kämpfe, die ich jetzt zu schildern gezwungen war.

Weimar.

Elisabeth Förster-Niepsche.